FRIEDRICH DER GROSSE AUF SEITEN LUDENDORFFS

Archiv-Edition





FRIEDRICH DER GROSSE AUF SEITEN LUDENDORFFS

Friedrichs des Großen Gedanken über Religion

Archiv-Edition

Archiv-Edition

Die *Archiv-Edition* dient dokumentarischen, wissenschaftlichen und bibliophilen Zwecken. Es werden in ihr vor allem solche Bücher veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen von Meinungsmanipulationen totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen in der *Archiv-Edition* veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Verlegers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen irgendwelcher Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtegestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle ethnischer, weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Strömungen und in diesem Zusammenhang die Rolle und die Ursachen von Sendungs-, Auserwähltheits- und Rassenwahn, Seelenmanipulation, Gewohnheit, Furcht, Sucht, Gesundheitszerstörung, Schuldverschiebung und Schuldneurose.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, den Frieden zu stören oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner wissenschaftlichen Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen. Im übrigen hält er seine Leser für fähig, die veröffentlichten Texte kritisch zu verarbeiten.

2000

Archiv-Edition, Verlag für ganzheitliche Forschung
Auslieferung: Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger
Freie Republik Uhlenhof
Postanschrift: 25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1
Eigendruck

Faksimile der 1932 im *Ludendorffs Verlag* in München erschienenen Ausgabe

ISBN 3-932878-43-4

Inhalt.



Das Priestertum rächt die kleinste Verletzung der Rechtgläubigkeit; man wagt es nicht, die Wahrheit entschleiert zu zeigen, und die Gewaltherrscher der Seele verlangen, daß die Gedanken ihrer Mitbürger alle in eine Form gegossen sein sollen.

Friedrich II. an Voltaire
den 10. Febr. 1777.

Erstes Hauptstück.

Ob es uns erlaubt sei, unsere Religion zu untersuchen?

Es gibt unstreitig in jeder Art von Religion aufrichtige Anhänger derselben; eine Wahrheit, die uns in den Reisebeschreibungen häufig bestätigt wird. Allein, wenn nun ein treuherziger Katholik seine Religion nicht untersuchen will, warum sollte er verlangen, daß ein frommer Muselmann die seinige prüfen soll? Der letztere glaubt ebenfalls, daß seine Religion von Gott komme, der sie durch Mohammed verkündigt habe, so wie der Christ glaubt, daß Gott die christliche Religion durch Jesum Christum hat offenbaren lassen. Gewiß, es herrscht viel Ungerechtigkeit unter den Menschen, und jeder glaubt für sich untrüglich zu sein.

Je mehr man nach der Wahrheit forscht, desto mehr lernt man sie kennen. Das Forschen und die Aufmerksamkeit sind ein natürliches Gebet, das wir zu Gott richten, damit er uns leite, die Wahrheit zu entdecken. Wenn die christliche Religion wahr ist, so wird uns die Untersuchung in dem Glauben an sie befestigen; ist sie aber falsch, welches Glück für uns, den Irrtum abzulegen! Die Religion ist ein Pfand, welches die Väter ihren Kindern hinterlassen haben. Wenn sie nicht erdichtet ist, warum scheuen wir uns, sie zu prüfen? Und ist sie es wirklich, was für ein Übel wäre es, wenn wir einsähen, daß das, was man für etwas wesentliches ausgegeben hat, in einer bloßen Einbildung unserer Vorfahren besteht?

Wir sind einem Glauben, oder einer Meinung, entweder aus Vorurteil, oder nach der Vernunft, zugetan. Nach der Vernunft, wenn wir sie mit einer strengen Prüfung, und durch deutliche Beweise überzeugt, ergreifen; aus Vorurteil aber, wenn wir sie auf jede andere Art annehmen; als wenn wir zum Beispiel glauben, daß eine Sache blos darum Grund habe, weil unsere Väter, unsere Geistlichen, Lehrer und Freunde es uns so beigebracht und gesagt haben, daß die Sache wirklich so beschaffen sei. Was wir nach der Vernunft glauben, kann nicht falsch sein, weil die Vernunft ein Licht ist, welches unfehlbar von Gott kommt, und weil uns Gott nicht hintergehen kann. Was wir hingegen aus Vorurteil annehmen, kann falsch oder wahr sein, und wir müssen nicht eher, als nach einer ernsthaften Untersuchung glauben, daß es eins oder das andere sei.

Wenn wir demnach eine Religion, ohne sie untersucht zu haben, für wahr halten, und zwar lediglich darum, weil wir in derselben geboren sind, oder weil die, welche einiges Ansehen über uns hatten, uns gesagt haben, daß sie wahr sei; so bekennen wir uns zu derselben aus Vorurteil.

Sie kann also falsch sein, ob wir es gleich noch so gut meinen. Welch ein schreckliches Bild macht sich der Christ, wenn er die Seelengefahr eines treuherzigen Mohammedaners bedenkt, der seiner Religion nur aus Vorurteil ergeben ist! Allein, so lange wir die unsrige nicht untersucht haben, woher wissen wir, ob wir uns nicht in einer gleichen unglücklichen Lage mit einem Mohammedaner befinden? Welches sichtbare Zeichen, welches sinnliche Merkmal kann uns darüber beruhigen? Etwa unser Vorurteil oder unsere Treuherzigkeit? Unleugbar findet man beides in allen Religionen.

Der Christ schmeichelt sich, wenn er alle anderen Religionen für offenbar verwerflich hält. Er handelt in dem Stücke nicht so aufrichtig, als die Schrift, welche sagt: daß Christus den Heiden eine Torheit und den Juden ein Ärgernis sei. Gentibus quidem stultitia, Judaeis autem scandalum. Alle übrigen Völker der Erde halten uns für die allerunvernünftigsten in Ansicht der Religion. Die heidnischen Völker sagen, daß wir einen Menschen und ein Stück Brot anbeten, und daß wir ihnen also nichts vorzuwerfen haben. Die Türken beschuldigen uns, daß wir die Gottheit vervielfältigen. Und kurz, wenn wir glauben, daß die anderen Völker unsere Religion annehmen sollen, weil die ihrigen voll Ungereimtheiten sind, so behaupten sie eben das von ihrer Seite. Da also ein jeder seine Religion nach falschem Wahn beurteilt, so kann uns bloß das Nachforschen den Irrtum benehmen.

Dieses Nachforschen ist nicht nur nützlich, weil es uns, wenn unsere Religion falsch ist, eines besseren belehren, und wenn sie wahr ist, in der Wahrheit befestigen kann; sondern es ist auch darum unumgänglich notwendig, weil uns nichts angelegener sein kann, als die Ewigkeit. Unzählige Menschen sagen uns durch ihr Handeln und durch Worte, daß wir uns zu einer falschen Religion bekennen, und ewig werden leiden müssen; wir hingegen sind kühn genug, ruhig dabei zu bleiben, und sogar nicht einmal zu untersuchen, ob so viele Menschen sich irren, oder ob wir uns selbst betrügen?

Muß ich überdem nicht befürchten, den Willen Gottes aus den Augen zu setzen? Denn einmal bin ich doch, vor dieser Untersuchung, nicht gewiß, ihn recht zu erkennen. Ich muß mit dem Propheten zu ihm sagen: Notam fac mihi viam, in qua ambulem, doce me justificationes tuas. Zeige mir den Weg, den ich wandeln soll. Lehre mich deine Rechte. Wie würde ich menschliche Erdichtungen von dem Gesetze Gottes unterscheiden können! Narraverunt mihi iniqui fabulationes, sed non ut legem tuam. Die Gottlosen haben mir Märlein erzählt, aber nicht dein Gesetz.

In der Welt sind alle Dinge im Umlauf, und selbst die Religion. Das Morgenland war erst der Mittelpunkt des Heidentums und hernach der christlichen Religion; jetzt ist er es für die mohammedanische. Das merkwürdigste dabei, und was sich zum Inhalt dieses Hauptstückes schickt, ist dieses, daß, so wie die ersten Christen, die auf die Heiden folgten, die heidnische Religion verspotteten, ebenso die Mohammedaner, die jetzt nach den Christen erschienen sind, die letzteren unaufhörlich lächerlich machen.

Der Mensch muß allein nach der Vernunft handeln; Gott selbst wirkt nur durch diesen Weg auf uns, und die Gottesgelehrten kommen darin

überein, daß er erst den Verstand erleuchte, ehe er das Herz bewege. Der Glaube kommt, nach der Schrift, durch das Gehör; das ist: der Glaube kommt zu uns, weil die Menschen uns sagen, daß Gott gewisse Wahrheiten geoffenbart hat. Der Glaube setzt also die Vernunft zum voraus und diese muß sich nicht eher hören lassen, als bis sie zum Glauben gebracht ist: das ist: die Vernunft, die uns entdeckt, daß Gott nicht irren kann, muß uns von der Offenbarung überzeugen, hernach aber blindlings glauben; oder, wenn Gott uns die Religion nicht durch sich selbst offenbart, so müssen wir mit Gewißheit untersuchen, ob die von einigen uns vorgetragene Religion derjenigen vorzuziehen sei, die uns von anderen noch irgendwo angeboten wird. Denn die Menschen sind nicht unfehlbar, und da es Menschen sind, die uns von der Offenbarung unterrichten, so ist es, wie der Verfasser der Schrift: Untersuchung der Wahrheit, sagt, gewiß, daß alles, was Menschen uns lehren, unserer Vernunft unterworfen ist. Es ist nicht erlaubt, fährt eben dieser Verfasser fort, Menschen auf ihr Wort zu glauben. Es ist auch kein hinreichender Grund, eine Sache zu glauben, wenn man sie von einem Menschen sagen hört, der sie mit Eifer und Nachdruck vorträgt. Kann man denn nicht Unwahrheiten und Schwänke auf eben die Art sagen, wie man von guten Sachen spricht, zumal wenn man sich aus Einfalt oder Schwachheit davon hat überreden lassen? In wichtigen Geschäften will man Rechenschaft von seinem Verhalten ablegen, und nichts aufs Gerathewohl vornehmen; warum wollen wir denn in Absicht der Religion weniger sorgfältig sein?

Um sich recht anzuschicken, dem Willen Gottes, in Beziehung auf die Religion, genau zu folgen, müßte man damit anfangen, ihm ein aufrichtiges Opfer seiner Vorurteile darzubringen. Fast alle Menschen sind mit Nachdruck und Eifer für alles das eingenommen, wofür ihnen von Kindheit an Ehrfurcht und Anhänglichkeit eingeflößt wird; und was wir von Personen, die einiges Ansehen über uns hatten, gelernt haben, pflegt unserm Gedächtnisse tief eingeprägt zu bleiben. Wer ist imstande, diese Spuren auszulöschen, und andere daraus zu bilden, als allein die Vernunft? Mit der gänzlichen Vertilgung dieser Eindrücke müßte man den Anfang machen; allein Stolz, Eigennutz und Vorurteile sind drei Hindernisse in Absicht der Religion, die wenige Menschen überwinden können. Wer unschuldigerweise im Irrtum ist, und kein Mittel weiß, sich davon zu befreien, muß auf Gottes Güte hoffen; allein derjenige hat Ursache zu zittern, der im Irrtum beharrt, weil er aus Trägheit nicht aufgeklärt sein will.

Muß man nicht erstaunen, wenn man in allen Religionen Menschen, die in jeder anderen Sache gesunden Verstand zeigen, ganz kaltblütig auf Ungereimtheiten verfallen sieht? Sie kleiden sich auf eine gewisse Art, sie machen bald lange, bald kurze Schritte, sie schwatzen ganz laut, und darauf wieder ganz leise, sie spielen mit einem Stückchen Brot, welches sie bald zeigen, bald verbergen, und endlich hinunter schlucken. Sie betreten einen Altar, steigen herunter und wieder hinauf, und machen bald langsame, bald schnelle Gebärden. Würden wir nicht, ohne unsere Vorurteile, alle diese Gebräuche mit eben den Augen ansehen, mit welchen sie ein Mohammedaner betrachtet, der sich daran belustigt, wie wir uns an seinen Ausschweifungen,

die er eben so für heilige Geheimnisse hält, wie wir jene dafür halten. Diejenigen, welche behaupten, daß sie keine Gefahr laufen, wenn sie bei der christlichen Religion beharren, lassen aus der Acht, daß sie hierin selbst wider diese Religion sündigen, weil sie nicht allein verlangt zu glauben, daß man nichts aufs Spiel setze, wenn man sie annimmt, sondern weil man auch verbunden ist, sie anzunehmen, und weil die, welche ihr nicht anhängen, verdammt werden. Überdies führen andere Religionverwandte eben diese Sprache. Der Türke sagt: er verliere nichts, wenn er der Religion seiner Väter anhange, weil es die Religion der Natur sei; die Christen hingegen wagten alles, weil sie einen dreifachen Gott, einen Gott in einem Stückchen Brot, einen menschlichen Gott, mit einem Worte, viele dem Lichte der Vernunft entgegengesetzte Dinge glaubten. Es ist gefährlich, einer Lehre zu folgen, die diesem Lichte zuwider ist, welches ohne Zweifel allein von Gott kommt. Wir müssen also unsere Religion untersuchen.

Die Menschen haben zu allen Zeiten die Notwendigkeit einer Offenbarung, bei der Stiftung einer Religion, in solchem Maße erkannt, daß alle Urheber von Sekten sich gerühmt haben, Gott hätte ihnen alles das eingegeben, was sie andere lehrten; allein, wenn Gott es einem offenbart hat, so würde es ihm ja nicht mehr gekostet haben, es auch andern zu entdecken; denn Gott ist überall gegenwärtig, wenn er offenbart. Mit gewissen Bewegungen sind auch gewisse Eindrücke verbunden. Ihr habt nur die Bewegungen empfangen, mit welchen die Vorstellung verknüpft ist, daß eure Religion die wahre sei; ihr könnt nicht glauben, daß sie das nicht wirklich sei, als wenn ihr den Grund dieser Bewegungen untersucht. Die Salbung rührt von der Gemütsart her; sie ist das Eigentümliche zärtlicher Gemütsarten. Der Bischof von Cambrai schrieb mit Salbung wider den Bischof von Meaux; der heilige Hieronymus wider den heiligen Augustin; St. Paulus wider den heiligen Petrus, und St. Cyprianus behauptete mit Salbung, daß die Taufe der Ketzer nicht gültig sei. Ein jeder glaubt, die Sprache des heiligen Geistes zu reden. An welchem Merkmal soll man sie wohl erkennen? Wir, die wir Menschen sind, wissen wir nicht, wie sehr andere Menschen haben Betrüger oder Betrogene sein können?

Zweites Hauptstück.

Ob eine wahre Religion vorhanden sei?

Man muß nicht sehr richtig denken, und ziemlich fühllos gegen Lust und Schmerz sein, wenn man nicht, auch nur einmal, die Religion mit aller möglichen Aufmerksamkeit untersuchen will. Was kann uns, vom ersten Augenblick unseres Lebens bis an unseren Tod, angelegener sein, als der Zustand, worin wir uns nach dem Ende unserer Tage befinden werden? Der glückliche oder unglückliche Zustand, während unseres Lebens, kann sich jeden Augenblick endigen, und wir wissen, daß er aufhören wird; allein der Zustand nach dem Tode hat keine andere Grenzen, als die Ewigkeit. In unseren ersten Lebensjahren haben wir nicht Fähigkeit und Stärke genug, uns mit anderen Dingen, als mit dem Gegenwärtigen, zu beschäftigen. Es entstehen bei uns Eindrücke, die uns an die Zukunft zu denken verhindern,

und diese Schwachheit macht, daß wir das leicht glauben, was uns andere sagen, die wir für klüger halten; denn wir betrachten das, was bei ihnen eine Wirkung ihrer Erfahrung ist, als die Folge einer Kenntnis, die natürlicherweise ausgebreiteter als die unserige ist. Der Himmel bezieht sich; sie sagen, daß es regnen wird, und es regnet; sie sehen die Abwechselungen der Jahreszeiten vorher, und wählen die rechten Mittel, uns davor zu schützen. Die Religion verspricht uns ewiges Glück und droht uns Unglück ohne Ende, nach dem verschiedenen Verhalten, welches wir unser Leben hindurch beobachtet haben werden; ein Verhalten, das sie uns selbst vorschreibt; wie können wir nun so unbesonnen sein, und gar nicht einmal untersuchen, wer diese Zusagen und Drohungen ergehen läßt, und worauf sie gegründet sind? Noch mehr: die Religion hat nirgends einerlei Gestalt. Wer sollte es glauben? Unter eben dem Himmelsstriche, in eben derselben Stadt, werden uns in verschiedenen Gegenden, unter dem Namen der Religion, verschiedene und ganz entgegengesetzte Lehren vorgetragen. Hier droht man uns das ewige Feuer, wenn wir nicht glauben, daß Gott selbst, unter einem betrügerischen Schein, in einem gewissen Raume eingeschlossen sei, und dort sagt man uns mit eben der Feierlichkeit, daß wir eben die Strafen leiden werden, wenn wir es glauben. Was für Widersprüche! Die bloße Beschreibung der verschiedenen Religionen des Erdbodens liefert uns einen reichen Vorrat zu ganzen Bänden. Sie verdammen sich fast alle, eine die andere; sie können also unmöglich alle wahr sein, weil die Wahrheit sich nicht selbst entgegengesetzt ist. Wenn es nur eine wahre Religion gäbe, so würde sie Gott uns deutlich ohne Zweideutigkeit verkündigt haben; denn Gott, der die Wahrheit selbst ist, kann nicht dunkel sein. Selbst wenn auch nur bloß ein Unterschied in der Art des Gottesdienstes oder der Gebräuche vorhanden wäre, so würde ich zugeben, daß man diesen Unterschied ebenso, wie die verschiedenen Arten sich zu kleiden, ansähe, die eine angenehme Mannigfaltigkeit machen können. Allein die Lehrsätze, die man in England behauptet, vertragen sich gar nicht mit denen, die man in Rom vorträgt. Die Religion der Chinesen läßt die persianische nicht zu. Jede Glaubensgenossenschaft hält sich für unfehlbar, und donnert die benachbarte nieder. Wer kann von einer Menge vernünftiger und rechtschaffener Menschen ein Urteil aussprechen hören, das uns zu ewigen Strafen verdammt, wenn wir gewisse Dinge glauben, oder nicht glauben? Wer kann dabei ruhig bleiben, ohne mit Ernst nachzuforschen, ob sie uns betrügen, oder ob sie selbst sich irren? Man kann sich keine höher getriebene Verblendung vorstellen, als die ist, bei einem so wichtigen Gegenstande unbesonnen zu handeln. Wir haben weiter nichts als unsere Aufrichtigkeit und das Vorurteil der Erziehung, worauf wir uns verlassen; allein ist das wohl hinreichend, um ruhig zu bleiben? Liefern uns nicht alle Religionen Beispiele ebensolcher Aufrichtigkeit und einer Erziehung, die ebensolche Beruhigung bewirkt? Ein jeder untersuche also seine Religion, und sehe zu, ob er nicht in eben dem Irrtum sich befinde, worin er behauptet, daß sein Nachbar sich befinden soll. Diese Untersuchung ist nötig, und es ist nicht möglich, daß man keinen beträchtlichen Vorteil dadurch gewinnen sollte; denn die Wahrheit scheut keine Untersuchung. — Allein welche schreckliche Weitläufigkeit, sagt man

gemeiniglich, seine Religion zu untersuchen! Zuvörderst muß man alle auf dem Erdboden kennen, um eine richtige Vergleichung anzustellen, und hernach die vernünftigste zu wählen. Allein wie soll man auch nur von diesem Punkt allein Unterricht erhalten? Es sind mehr Religionen als Völker, und überdies, wenn man auch nur eine einzige untersuchen will, wie sehr muß man mit dem Altertum bekannt sein! Wie viele verschiedene Sprachen muß man nicht kennen, um zu erforschen, ob die ersten Anhänger dieser Religionen in ihrem Glauben mit denen, die sie jetzt bekennen, übereingestimmt haben! Man muß ein strenger Kunstrichter sein, um die Verfälschungen unterscheiden zu können, die in den alten Schriftstellern, durch die Bosheit oder Unwissenheit der Abschreiber, durch die Übersetzung, oder auch durch den verschiedenen Ausdruck der Sprachen, sind gemacht worden. Ist wohl das Leben lang genug, und zu so vielen Untersuchungen hinreichend? Haben wir überdies untrügliche Regeln dazu, und wird man hier durch andere Gründe, als durch wahrscheinliche Mutmaßungen, geleitet? Nein, der sicherste Weg ist zu glauben! – So lassen wir uns von einer der strafbarsten Nachlässigkeiten in Schlummer wiegen.

Der größte Teil unserer Irrtümer und falschen Schlüsse rührt davon her, daß wir über Worte vernünfteln, ohne vorher ihren wahren Sinn festzusetzen. Ehe wir also erwägen, ob unsere Religion gut und anderer ihrer vorzuziehen sei, wollen wir erst bestimmen, was Religion sei, und was Glauben heiße; vielleicht können wir das weitläufige, das uns zurückschreckt, abkürzen.

Die Religion ist ein auf die Offenbarung gegründeter Gottesdienst. Sie verbindet die Menschen, gewisse Dinge zu glauben und andere auszuüben, um Gott tätige Beweise des Gehorsams und der Liebe zu geben. Man nennt falsche Religion den Dienst, welchen die Menschen Gott leisten, ohne daß ihn Gott geoffenbart oder gefordert hat. Glauben heißt, seine Vernunft dem unterwerfen, was Gott geoffenbart hat; der Glaube setzt also ein göttliches Ansehen voraus; und folglich ist es einer der gröbsten Irrtümer, wenn man sagt, daß man glauben müsse, ohne nachzudenken, und wenn man behauptet, man müsse voraussetzen, daß Gott uns einige Lehren geoffenbart habe, ohne dabei zu untersuchen, ob es wahr sei, daß er sie geoffenbart habe, als welches auf nichts geringeres abzielt, als alle Arten von Glaubensgenossenschaften in Ansehen zu bringen. Wenn es zum wesentlichen der wahren Religion gehört, daß sie von Gott offenbart sei, so ist keine wahre Religion in der Welt, wenn Gott keine geoffenbart hat. Also untersuchen, ob eine wahre Religion vorhanden sei, heißt so viel, als nachforschen, ob Gott den Menschen einen Gottesdienst geoffenbart habe, wie er ihn von ihnen verlangt. Keine Wahrheit ist überzeugender als diese, daß Gott uns nicht betrügen kann, nicht nur, weil er im höchsten Maße gut ist, sondern weil es auch eine Schwachheit ist, zu betrügen; und Gott ist aller Schwachheit unfähig. Wenn demnach Gott durch eine besondere Art des Gottesdienstes hätte verehrt sein wollen, so würde er sie uns ohne Zweideutigkeit und Verschiedenheit, und vielmehr mit einer seiner würdigen Deutlichkeit und Einfachheit geoffenbart haben. Gott hat die Welt gemacht, er hat den Menschen erschaffen. Wenn er einen besonderen Gottes-

dienst verlangt hätte, so würde er ihn bei der Schöpfung des Menschen vorgeschrieben, und seine Nachkommen würden ihn befolgt haben. Was läßt man Gott für eine Komödie spielen! Alle Jahrhunderte haben neue Religionen entstehen sehen, und jede rühmt sich, die wahre von Gott geoffenbarte zu sein. Welcher soll man glauben? Was für ein Vergnügen würde Gott daran finden, sich einigen auf diese, und anderen auf jene Art zu offenbaren? Nein, solche Unbeständigkeit und Veränderung ist nicht Gottes Werk; er ist beständig und unveränderlich. Gott hat die Natur gemacht, sie ist immer dieselbe gewesen, sie hat sich nicht verändert; warum sollte Gott in Absicht der Religion anders handeln? Warum sollte er der christlichen Religion, die sich für die wahre hält, so oft eine andere Gestalt gegeben haben? Man ändert, mit einem Worte, nichts um, als was nicht recht geraten ist; und Gott ist unfähig, das, was er macht, nicht recht zu machen. Er kann auch keinen hintergehen, weder um sich den geringsten Vorteil zu verschaffen, noch um das geringste Übel zu vermeiden. Überdies ist er allmächtig, und es kann kein Wesen vorhanden sein, welches etwas seinem Willen entgegengesetztes wirken sollte. Was man also auf den Grund der göttlichen Offenbarung glaubt, das glaubt man um Gottes selbst willen und folglich aus einem Bewegunggrunde, der augenscheinlich gewisser ist, als ein geometrischer Beweis. Das göttliche Ansehen ist demnach der Grund des Glaubens, und alle Gottesgelehrten behaupten auch, nach dem St. Thomas: das Dasein Gottes sei kein Glaubensartikel, sondern ein Gegenstand des Wissens, non objectum fidei, sed scientiae. Sie setzen vielmehr voraus, man sei schon von einem Wesen überzeugt, das keinen hintergehen könne, weil, sagen sie, auf die Frage: warum glaubt ihr? geantwortet wird: weil Gott es gesagt hat. Der Glaube setzt also voraus: 1. daß man Gott kennt, ehe man glaubt, und 2. daß man überzeugt ist, daß er geredet hat. Der gemeine Mann, der nur nach Vorurteilen handelt, unterscheidet nicht das, was zum Gebiete der Vernunft gehört, von dem, was sich auf den Glauben bezieht. Bald unterwirft er, zur Unzeit, den Glauben der Vernunft, als wenn er sich die Freiheit nimmt, das Wesen der Geheimnisse zu untersuchen, und bald nimmt er blindlings seine Vernunft unter dem Glauben gefangen, wie diejenigen tun, die das, was ihnen ihre Lehrer und Geistlichen beigebracht haben, nicht wieder in Zweifel zu ziehen wagen. Weil es, um den wahren Glauben von Irrtümern zu unterscheiden, nötig ist, daß er einen anderen Grund habe, keiner aber dauerhafter sein kann, als die Vernunft, deren Urheber sowohl, als des Glaubens Urheber, Gott allein ist; so folgt, daß uns die Vernunft zum wahren Glauben führen müsse, um ihn von Fabeln, welche die Bosheit der Menschen erfunden hat, unterscheiden zu können. Sobald uns aber die Vernunft zum Glauben gebracht hat, so muß sie gänzlich schweigen, oder wenn sie spricht, so muß es nur darum geschehen, um uns zu sagen: sie wisse mit Überzeugung, daß sie sich ganz dem Glauben unterwerfen müsse. Die Vernunft erkennt Gott, und untersucht mit desto größerer Schärfe die Wahrheit der Offenbarung, je mehr sie einsieht, daß nichts gefährlicher sei, als Schattenbilder für geoffenbarte Wahrheiten, oder geoffenbarte Wahrheiten für Schattenbilder anzunehmen. Wenn sie aber erkannt hat, daß

Gott redet, so horcht sie auf und schweigt. Alle Fragen schränken sich auf diese ein: ob Gott geredet, und was für Wahrheiten er geoffenbart hat? Dies wird im folgenden Hauptstück untersucht werden.

Drittes Hauptstück.

Von den Beweisen einer wahren Religion, und von den Erfordernissen derselben.

Die Religion ist der Dienst, den Gott, wie die Menschen sagen, von ihnen fordert. Gott allein muß diesen Dienst den Menschen geoffenbart haben; sonst wäre kein Grund vorhanden, warum man vorgeben sollte, daß ihn Gott von uns fordere. Die Beweise dieser Offenbarung müssen nicht zweifelhaft sein. Gott ist zu gerecht, um anders zu handeln; ich finde nicht, daß mir meine Vernunft, die unstreitig von Gott kommt, einen größeren Hang zu der einen, als zu der andern Religion eingibt; die Religionwahrheiten sind also keine angeborenen und übersinnlichen, noch auch ewige Wahrheiten, die man überall sieht und erkennt, sondern Wahrheiten, die von Tatsachen abhängen; ja, es sind sogar Wahrheiten, die ich nicht leichtsinnig glauben muß, aus Furcht, sonst Gott einen Dienst zu leisten, den er nicht billigt. Weit entfernt also, in Religionsachen blindlings glauben zu müssen, kann man vielmehr sagen, daß nichts sei, wobei man größere Vorsichtigkeit anwenden, und mehr Bedenken tragen müsse, seinen Beifall zu geben; und daß folglich die Beweise der wahren Religion klar, überzeugend und leicht sein müssen. Wenn meine Religion nur solche Beweise hat, die sich zu allen andern Religionen schicken, die zweideutig, ungewiß und unmöglich zu entscheiden sind, so habe ich Ursache, Mißtrauen darein zu setzen und nichts davon zu glauben. Wenn Gott verlangte, daß ich ihn mit einem besonderen Dienste ehren sollte, so käme es seiner Güte, ja selbst seiner Gerechtigkeit zu, es mir deutlich zu entdecken; ich kann dieser Wahrheit nicht widerstehen; ich nehme sie aus der Natur Gottes selbst, welcher unendlich gut ist. Ich würde es für eine Grausamkeit halten, mir die deutlichen Beweise seines Willens zu entziehen, ich, der ich ihm zu folgen vollkommen geneigt bin und seinen Willen nur darum suche und erforsche, weil ich fürchte, ich möchte hintergangen werden, und menschliche Blendwerke für Wahrheiten, oder diese für jene annehmen. Man sagt mir, es sei ein Jesus Christus gewesen, der gepredigt und Wunder getan, der gekreuzigt worden, der Gott selbst gewesen, der von den Toten auferstanden, der viertausend Jahre vorher verkündigt worden; man sagt mir, das Christentum sei die älteste von allen Religionen, es habe mit der Welt den Anfang genommen, die Apostel und Märtyrer würden sich nicht um einer Unwahrheit willen haben töten lassen, und diese Religion sei sehr weit ausgebreitet, ob sich gleich die Sinne wider sie empören. Wenn man mir keine andere, als diese Beweise gibt, so fällt es mir schwer, meinen Beifall zu geben, und ich würde befürchten, Lügen statt der Wahrheit zu ergreifen. Jesus Christus hat Wunder getan, sagt man; wo ist aber der Beweis? Wenn er so viele verrichtet hätte, als man sagt, wäre es wahrscheinlich, daß die Juden sich nicht bekehrt, die Römer nichts davon gewußt, und die übrigen Könige der Erde einen Menschen

nicht aufgesucht haben sollten, welcher den Blinden das Gesicht wieder gab, Tote auferweckte, und Lahme gehen machte? Welch ein Schatz für ein Land! Alles, wozu wir durch Menschen gelangen, ist dem Irrtum unterworfen, weil die Menschen nicht untrüglich sind: omnis homo mendax, alle Menschen sind Lügner. Gott muß seine Wahrheiten nicht von menschlichen Überlieferungen abhängen lassen; er ist zu gerecht, als daß er mich einem so betrügerischen Beweggrunde unterwerfen sollte, und man kann sagen, daß es eine Grausamkeit sein würde, wenn Gott verlangte, daß sich die Menschen, in Absicht eines Lichtes, das von ihm selbst kommt, und uns das Gegenteil von dem sagt, was die Menschen ausbreiten, nach dem Berichte anderer Menschen richten sollten. Die Beweise der Religion müssen klar sein, weil wir eine Vernunft haben, die unfehlbar von Gott kommt, und folglich nichts Böses sein kann. Wenn nun aber diese Vernunft sich dem, was uns die Menschen von der Religion sagen, widersetzt, so müssen wir dieses Licht, auf bloße Wahrscheinlichkeiten, nicht ersticken; denn das hieße, einen schlechten Gebrauch von dem kostbarsten Geschenke machen, das Gott dem Menschen verliehen hat. Es bedarf also sicherer, von allem Widerspruche entfernter Beweise, um unsere Vernunft, die von Gott kommt, und in allen Menschen gleich ist, zu überzeugen. Weit entfernt, daß die Religionbeweise klar sein sollten, sieht man vielmehr nichts Verwirrteres. Wenn man überdies nicht sonst schon überzeugt wäre, daß die christliche Religion eine bloße Erfindung des menschlichen Verstandes ist, würde es alsdann nicht unmöglich sein, zu erkennen, ob das, was die römische Kirche heutzutage glaubt, eben das sei, was sie ehemals geglaubt hat? Alle Bücher der Schrift und der Kirchenväter sind einer Menge von Fehlern der Abschreiber unterworfen gewesen. Es hat einigen gelehrten Männern, als dem Esdra und dem heiligen Hieronymus, gefallen, sie zu verschiedenen Zeiten zu verbessern. Die Benediktiner bilden sich noch heutzutage ein, uns Zugaben zu den Kirchenvätern geben zu können. In den ersten Zeiten der Kirche ist eine Menge verschiedener Sekten vorhanden gewesen; wenn die Väter hier einen Irrtum widerlegt haben, so sind sie dort wieder auf eine andere Ausschweifung verfallen; kurz, alles ist in Verwirrung geraten. Alle diese schönen Sachen sind also nicht das Werk Gottes, der sich nie widerspricht, anstatt daß menschliche Werke, so wie die Menschen selbst, der Veränderung unterworfen sind; denn die Wirkung kann niemals vollkommener sein, als ihre Ursache.

Die wahre Religion muß also nicht zu falschen Beweisen ihre Zuflucht nehmen. Gott ist unveränderlich; alles, was dem Wechsel unterworfen ist, kann sich nicht für ihn schicken. Die christliche Religion hat viel zu oft den Gottesdienst und die Gestalt verändert, als daß sie jemals von Gott eingegeben sein sollte. Adam und die ersten Patriarchen verehrten Gott auf eine von dem Gottesdienste ihrer Abkömmlinge sehr verschiedene Art. Moses hat die Anschauung des jüdischen Volkes geändert. Salomo machte noch andere Veränderungen. Jesus Christus hat wieder ganz etwas anderes verordnet. St. Paulus verkündigte, daß Gott keine Opfer haben wollte. Jedes Jahrhundert, jede Kirchenversammlung hat eine neue Art von geistlicher Zucht, ja ich könnte wohl sagen, einen neuen Lehrsatz eingeführt, und

man würde dies gestehen, wenn man aufrichtig wäre. Nein, nein, alle diese Veränderungen, ich wiederhole es, sind nicht das Werk Gottes und verraten nur zu sehr das Werk der Menschen. Die vornehmste Erfordernis oder vielmehr der echte Charakter einer wahren Religion, besteht darin, daß sie uns keinen falschen Begriff von Gott geben muß. Diese Eigenschaft fehlt der christlichen Religion gänzlich. Die bloße Vernunft gibt uns eine viel würdigere Idee von Gott, als die christliche Religion, die uns Gott immer als einen Menschen vorstellt. Die Schrift, sagt man, führt diese Sprache, um sich nach unserer Schwachheit zu bequemen, und auf diese Art glaubt man die lächerlichen Ausdrücke, deren sich die Schrift bedient, wenn sie von Gott redet, zu rechtfertigen; allein diese Entschuldigung kann nur eingenommene Gemüter befriedigen.

Die Schrift mag sich immer zu unserer Schwäche herablassen, um uns das, was wir aus der Vernunft nicht wissen, begreiflich zu machen, sie lege mir Gleichnisse vor, um mir die Haupt- und Nebeneigenschaften des göttlichen Wesens zu erklären, nur aber kann ich nicht begreifen, wie man es sich nach meiner Schwachheit bequem nennen könne, wenn von Gott auf eine Art geredet wird, die der Idee, welche ich davon habe, entgegen ist.

Meine Vernunft sagt mir, daß Gott alles sieht, daß er allgegenwärtig ist; daß erhalten so viel als wirken heißt, und daß man, um irgendwo zu wirken, daselbst sein müsse; denn Tun setzt Gegenwart voraus. Mit einem Worte, Gott ist überall, ich weiß es; allein die Schrift sagt mir, um sich nach meiner Schwachheit zu richten, daß Gott den Adam im Paradiese suche, daß er ihm: Adam, Adam, ubi es, wo bist du? zurufe, daß Gott im Paradiese herum wandle; daß Gott sich mit dem Teufel über Hiob unterrede. Meine Vernunft sagt mir, daß Gott ein vollkommener Geist sein müsse. Wenn er ein Körper wäre, so müßte er teilbar sein; die Schrift hingegen sagt mir, um meiner Schwachheit nachzugeben, daß Gott Arme habe. Meine Vernunft belehrt mich, daß Gott keiner Art von Leidenschaft unterworfen sein könne, daß er alles ins Unendliche voraus sehen, und ewig unveränderlich sein müsse; die christliche Religion aber belehrt mich, Gott habe mit sich selbst geredet, und diese schönen Worte gesagt: es reuet mich, den Menschen gemacht zu haben; sein Zorn sei auch nicht unwirksam gewesen, sondern er habe die Menschen durch die Sündflut vertilgt; weil er aber nicht vorhergesehen, daß die Menschen so bleiben würden, wie sie wären, so habe er eine Familie erhalten, die hernach ihresgleichen hervorgebracht hat. Gott ist, nach der Geschichte der christlichen Religion, so schwach, daß er den Menschen nicht dahin bringen kann, wohin er ihn haben will; er straft ihn durch Wasser, und hernach mit Feuer; der Mensch aber bleibt immer derselbe. Er sendet Propheten, der Mensch bekehrt sich nicht; endlich hatte er einen einzigen Sohn, Jesus Christus genannt, und auch ihn sah er sich genötigt zu senden; allein die Menschen sind noch immer dieselben, quid potui facere vineae meae et non feci? Was habe ich meinem Weinberge tun können, und habe es nicht getan? Was für lächerliche Schritte läßt die christliche Religion Gott tun!

Noch mehr. Meine Vernunft zeigt mir vergebens, daß Gott allmächtig ist, und daß überall kein anderer, als nur sein Wille geschehen kann; denn

die christliche Religion gibt ihm einen Widersacher, der fast eben so mächtig ist, als Gott selbst, das ist: den Teufel. Die Schrift und die Religion lassen einen unaufhörlichen Kampf zwischen Gott und ihm stattfinden; der Teufel sucht nichts als immer dem Höchsten Verdruß zu machen, er will ihm seine Geschöpfe rauben, circuit quaerens quem devoret, er sucht welchen er verschlinge, und es gelingt ihm. Kaum hat Gott den Menschen erschaffen, so macht ihn der Teufel schon zu seinem Sklaven. Wie viel hat es Gott gekostet, die Menschen aus den Händen seines Feindes zu erretten! Und doch hat er ihm nur einige entrissen. Es mußte noch sein eigener Sohn gekreuzigt werden, und nur da sagte er: jetzt habe ich das Feld gewonnen.

Wenn Gott diesen Sohn nur darum hat sterben lassen, um seiner Rache genug zu tun, und weil sich dieser Sohn, aus natürlicher Gutherzigkeit, mit der Sünde des Menschen hat belästigen wollen, so frage ich, ob das nicht ebenfalls den Begriff, den mir die Vernunft von Gott gibt, ganz zugrunderichten heißt. Die Rache ist eine Leidenschaft, die sich für Gott nicht schicken kann. Die christliche Religion läßt Gott die lächerlichste und unschicklichste von allen Komödien spielen. Gott gibt uns Gebote; die christliche Religion belehrt uns, daß wir sie ohne die Gnade, die er gibt, wem er will, nicht halten können, und doch straft Gott die, welche sie nicht halten. Wenn man sich in diese Sache umständlicher einlassen wollte, so würde es nicht schwer sein, zu zeigen, daß uns die christliche Religion eine weit niedrigere Vorstellung von Gott gibt, als keine andere Religion jemals gegeben hat. Wenn die Heiden ihre Gottheiten nicht so sehr vervielfältigt und sie nicht so sinnlich vorgestellt hätten, was würden wir ihnen wohl vorzuwerfen haben.

Die Christen machen Gott dreifach, ungerecht, schwach, veränderlich, mit sich selbst auf tausenderlei Art im Widerspruch, teils als Urheber der Gnade, teils als Herrn der Natur. Was kann man anderes daraus schließen, als daß die christliche Religion von solchen Köpfen erfunden worden ist, die einen eben so eingeschränkten Verstand, als die Erfinder anderer Religionen gehabt haben?

Weit entfernt, daß die Beweise der christlichen Religion deutlich wären, und daß sie gleich vom Anfange gewiß und bestimmt gewesen sei, läßt sich vielmehr überall Verwirrung spüren. Sie ist von ihrer Geburt an so ungewiß gewesen, daß schon damals zugleich verschiedene Sekten aus ihrem Schoße entstanden sind. Man sieht, daß diese Religion, anstatt vom Anfange an so deutlich und bestimmt zu sein, wie sie gewesen sein würde, wenn Gott sie eingegeben hätte, sich viel mehr erst mit der Zeit aufgeklärt und eben die Fortschritte, wie ein jeder andere weltliche Staat, gemacht hat, so daß ihre Häupter, die erst nur Bettler waren, jetzt wirkliche Fürsten sind. Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Anmerkung zu machen, die den Menschen in der christlichen Religion deutlich zu erkennen gibt.

Wenn man fragt, woher kommt es, daß Jesus Christus, die Apostel und die anderen ersten Häupter der Kirche in der äußersten Armut gelebt haben, ja woher kommt es, daß sie sogar ihr Brot zu verdienen suchen mußten?, so antwortet man: es sei darum geschehen, um die Menschen Reichtum und Pracht verachten zu lehren. Man hatte damals eine den Sinnen ganz entgegengesetzte Lehre zu predigen angefangen, das Volk mußte also sowohl

durch Beispiele als durch Worte überzeugt werden. Fragt man ferner, warum predigen die heutigen Apostel und Kirchenväter dem Volke mit unermüdetem Eifer die Geringschätzung der Reichtümer, nach welchen sie doch zu gleicher Zeit so mühsam streben, folgen sie den Fußtapfen Jesu Christi und der Apostel? Was werden sie darauf antworten können? Ist es möglich, daß man bei so hellem Tage nicht sehen kann?

Noch fragt man: Woher kommt es, daß Jesus Christus und die ersten Häupter der Kirche die Geheimnisse der Religion nicht öffentlich verkündigt haben? Daß Jesus Christus seine wunderbare Menschwerdung verschwiegen hat, und daß die ersten Väter nicht von dem Liebesmahl geredet haben? Und es wird geantwortet: sie haben nach einem weisen Betragen, das man gute Wirtschaft nennt, das Volk schonen wollen. Ebenso erwidert man die Frage, warum die Bischöfe und Kardinäle als die jetzigen Häupter der Kirche so mächtig sind, mit der Antwort: um das Volk im Zaum zu halten, welches man verblenden müsse. Man hat gut reden; diese verschiedene Lage der Religion, und dies verschiedene Betragen ihrer Vorgesetzten, bezeichnen keine verschiedene Lage, in Absicht der Denkungart des Volkes, die immer dieselbe bleibt; sondern sie verrät eine veränderte Stimmung bei denen, welche über die Kirche herrschen, und weil sie die Torheit derer einsehen, die den Reichtümern entsagten, um so arm wie Jesus Christus zu leben, alles mögliche anwenden, um eben so ungebunden und mit eben der Pracht wie Könige und Fürsten leben zu können; ein Verhalten, welches der Lehre, die sie predigen, ganz entgegen ist. Allein das unwissende und verblendete Volk ist nicht imstande, die Augen zu öffnen. Jesus Christus und die Apostel würden in großer Verlegenheit gewesen sein, wenn sie hätten Fürsten vorstellen sollen. Sie fühlten das Lächerliche ihrer Geheimnisse viel zu sehr, als daß sie dieselbe anderen als denen, deren Verstand sie hatten einnehmen können, und die nach gewissen Schritten nicht wieder zurücktreten konnten, öffentlich hätten predigen sollen. Fragt man: woher kommt es, daß man jetzt die Geheimlehren öffentlich predigt, die ehemals verheimlicht wurden?, so antwortet man: da sie jetzt bekannt genug sind, würde es unnütz sein, sie zu verbergen. So viel ist gewiß, daß man die Religiongeheimnisse, die man ehemals der Welt entzog, eher nicht offenbart hat, als bis man imstande war, sie mit mächtiger Hand zu unterstützen. Wenn Gott die christliche Religion vom Anfang an eingegeben hätte, so würden ihre Geheimnisse, weil sie ihrem Ursprunge näher war, auch viel lautbarer und bekannter geworden sein, und man würde sie mit mehrerem Vertrauen und mit größerer Freiheit bekannt gemacht haben. Ist es nicht lächerlich, vorzugeben, das heutige Volk hätte nötig, durch Pracht im Glauben gestärkt zu werden, das vormalige aber hätte sich dessen begeben können; hingegen der gemeine Mann zu unseren Zeiten könne eher Geheimnisse ertragen. Warum hat sich das zu Geheimnissen gewöhnte Volk nicht auch zur Demut der Geistlichen gewöhnt? Wenn unser jetziges Volk imstande ist, einen am Kreuze sterbenden Gott, einen verachteten Gott, einen Gott in einem Stückchen Brot, einen den ehrlosesten Beschimpfungen ausgesetzten Gott zu ertragen; o, meine Herren Prälaten, so fürchten Sie nichts, es wird Sie ohne viel Mühe kennen, wenn Sie auch gleich nicht in dem Aufzuge eines Fürsten oder Regenten erscheinen. Sehen

Sie, wie es sich vor seinem Gotte niederwirft, der in den Händen eines armseligen Pfaffen durch die Gassen läuft, an allen Orten, zu aller Zeit, und in allem Wetter herumwandert; es wird Ihnen die schuldige Ehrfurcht bezeigen, wenn Sie auch, wie St. Petrus, zu Fuße gehen sollten; denn es hat in allen Jahrhunderten seinen Gott niemals verkannt, welcher seinen Aufzug nie verändert hat. Man mag immerhin sagen: das unordentliche Leben der Geistlichen, ihr Ehrgeiz, ihre Trägheit, ihre Unzucht sind redende Beweise von dem Ungrunde der Religion, weil es gewiß ist, daß sie besser als andere Menschen in der Religion unterrichtet sein müssen. Wenn sie aber besser davon überzeugt wären, so würden sie dieselbe aber auch besser ausüben; und da sie dies nicht tun, so rührt es daher, weil sie keine überredenden Beweise hat. In ihrem Anfange hat die Religion bestimmter sein müssen, weil sie ihrem Ursprunge näher war; und daher bemerkt man, daß man in Religionsachen jederzeit an das Altertum zurückgewiesen wird. Man gestattet zwar wohl, neue Erklärungen zu geben, aber immer mit der Regel: cum dicas nove, non dicas nova, wenn du dich auf eine neue Art ausdrückst, so mußt du doch nichts Neues vortragen. Inzwischen ist nicht zu zweifeln, daß die heutigen Christen, die man für unvollkommen hält, nicht bessere Gottesgelehrte seien und mehr Lehrsätze wissen sollten, als die alten.

Die heutige Sittenlehre ist von der ehemaligen sehr unterschieden, und unsere Andachtbücher sind von einem ganz anderen Geschmacke. St. Paulus, der bis in den dritten Himmel war entzückt worden, und die Sittenregeln wissen mußte, hat uns in vierzehn Briefen auch nicht einen einzigen für das geistliche Leben der heutigen Tage brauchbaren Rat gegeben. Wo ist das Buch aus dem Altertum, welches den Gläubigen den Gebrauch der Sakramente empfohlen oder auch nur davon geredet hätte? Hat man sie von den Eigenschaften einer guten Beichte und von der Vorbereitung zum Abendmahl unterrichtet? Wo findet man hingegen unter den jetzigen Andachtbüchern eines, welches nicht von allen diesen Dingen handeln sollte? Im ganzen Altertum ist nichts, das mit dem geistlichen Kampfe oder der Nachahmung Jesu Christi zu vergleichen wäre; das sind die eigentlichen Andachtbücher. Früher gab man das Abendmahl unter den beiden Gestalten des Brotes und Weines, jetzt aber nur unter der einen Gestalt des Brotes; weil sich, wie man sagt, zuweilen Leute fanden, die das Blut Jesu Christi beim Trinken verschütteten, welches große Unordnungen anrichtete; deshalb hat man für gut gefunden, künftig nur unter einerlei Gestalt es zu geben. Wenn Gott das Abendmahl eingesetzt hat, wie können Menschen sich herausnehmen, das, was Gott gemacht hat, zu verändern? Allem Anschein nach hat er ihnen zu gleicher Zeit gesagt: Wenn das, was ich mache, nicht gut ist, so könnt ihr es ändern. Wenn ihnen aber der heilige Geist diese Veränderung eingegeben hat, so muß er die Unordnung, die daraus entstehen könnte, nicht vorhergesehen haben. Es fehlt also dem Höchsten an der Gabe des Vorhersehens; Gott ist veränderlich und unbeständig. Allein im Ernste, woran sind wir? Was haben wir für eine Regel? Verändert sich die Religion in jedem Jahrhundert? Die Gewißheit des Glaubens (sagt der vorhin angeführte Verfasser der Untersuchung der Wahrheit; und die Theologie sagt es mit ihm) beruht auf diesen Grundsätzen, daß ein Gott sei, der uns unmöglich hinter-

gehen kann, und daß Gott das offenbart hat, wovon man will, daß wir es glauben sollen. Ich darf also nichts glauben, ehe ich nicht weiß, ob Gott geredet hat; denn es würde äußerst gefährlich sein, ihn etwas sagen zu lassen, das er nicht gesagt hat. Folglich muß ich nicht glauben, als wenn ich nicht zweifeln kann, daß Gott geredet hat. So viel Finsternisse uns auch hienieden umgeben, und ob wir gleich sehr wenig wissen, so ist es doch gewiß, daß das, was dunkel ist, das heißt: was wir nicht erkennen, kein Recht hat, unseren Beifall zu verlangen. Man muß also nicht sagen: Warum leugnet ihr die Geheimnisse, indem ja so viele Dinge über unsere Begriffe sind? Denn daraus, daß ich die Geheimnisse der Natur nicht begreife, folgt gar nicht, daß es Geheimnisse von einer übernatürlichen Art geben müsse. Ich glaube, daß es Geheimnisse in der Natur gibt, und ich weiß sie nicht zu erklären; folglich muß ich aufrichtig gestehen, daß Geheimnisse vorhanden sind, ob es mir gleich unbekannt ist, auf was für eine Art sie sind bewerkstelligt worden. Allein ich weiß hingegen keinen einzigen Grund, der mich bewegen sollte, zu glauben, daß es im Stande der Gnade Geheimnisse gäbe, vornehmlich aber ein solches Geheimnis insbesondere, wie die Dreieinigkeit und die Menschwerdung; denn es ist mir nicht nur unbegreiflich, wie das sein könnte, sondern ich weiß auch nichts, das mich davon überzeugte. Wie kann ein Diener seinem Herrn Beweise seines Gehorsames geben, wenn er seinen Willen nicht weiß? Wenn die Religionaufklärung schwer wäre, so würde die Religion viel mehr ein Beweis von dem Verstande und der Spitzfindigkeit der Menschen als von ihrem Gehorsam und ihrer Treue sein. Es sei immer schwer, sich von der Gewißheit der Offenbarung einiger tiefsinniger und zur Seligkeit nicht notwendiger Wahrheiten zu überzeugen, oder diese Gewißheit zu finden, das bekümmert mich wenig. Allein die Beweise der für alle Menschen wichtigen Wahrheiten müssen deutlich und leicht sein; oder sie sind gar nicht vorhanden. Das Christentum, sagt man, ist von jeher durch sich selbst imstande gewesen, falscher Beweise zu entbehren; allein dazu ist es jetzt noch viel mehr imstande, nachdem sich große Männer dieses Jahrhunderts mit mehrerem Nachdruck, als die Alten jemals getan, bemüht haben, es auf seinen wahren Grund zu bauen. Unsere Religion muß uns mit einem so rechtmäßigen Vertrauen erfüllen, daß wir alle falschen Vorteile verwerfen, die eine andere Sekte sich vielleicht zunutze machen würde. Es erhellt in der Tat aus dem Lesen der alten Verteidiger der christlichen Religion, daß sie nicht auf die Grundsätze zurückgehen. Wie lächerlich, daß eine Religion im Jahre 1700 und einige Jahre nachher besser als im Anfange erwiesen worden sei! Der Verstand dieser Verteidiger erweist sich also. Ich erkenne, daß Gott nur darum zu den Menschen geredet hat, um ihren schwachen Kenntnissen, die zu ihren Bedürfnissen nicht hinreichten, zu Hilfe zu kommen, und daß alles, was er nicht gesagt hat, von der Art sei, daß sie es entweder von selbst lernen können, oder es gar nicht zu wissen brauchen. Wenn also die Orakel von bösen Geistern wären gegeben worden, so würde es uns Gott gesagt haben, damit wir nicht glaubten, daß er sie selbst gebe, und daß in den falschen Religionen etwas Göttliches sei. Wenn man in Religionsachen in keinem Stücke unwissend sein muß, und wenn das Altertum das Kennzeichen einer wahren Religion ist, was müssen die Juden bei dem Anblick der Zerrüttung sagen,

die Jesus Christus in Absicht der Religion anrichten wollte? Diese Zerrüttung war damals neu und nie vorher gesagt worden; viel mehr erwarteten sie den Messias unter einer anderen Gestalt. Luther und Calvin haben bei den Katholiken nicht so viel zerstört, und doch werden sie von ihnen für Ketzer gehalten. Man begnügt sich in Wissenschaften nicht mit Wahrscheinlichkeiten, sondern verlangt Beweise; warum will man sich in Religionsachen daran begnügen? Descartes will nichts glauben, als was er deutlich sieht, nur bei Gegenständen der Religion verschließt er die Augen. Der heilige Augustin sagt: Hütet euch zu glauben, daß ihr eine Sache wißt, wenn ihr sie nicht so deutlich erkennt, als ihr wißt, daß die Zahlen 1, 2, 3, 4 zusammengerechnet zehn ausmachen.

Viertes Hauptstück.

Von den Wundern.

Der gemeine Mann liebt das Wunderbare; er erdichtet und schafft Wunderwerke. Es gibt keine Religion, keine Alleinherrschaft, keine neue Anstalt, die nicht ihre Wunderwerke haben sollte. Man lese die griechische und römische Geschichte: überall Wunderwerke! Die Menschen zur Zeit Jesu Christi waren Gott nicht angenehmer als die jetzigen. Wenn Gott, um sie zu bekehren, Wunder getan hätte, so würde er auch zu unserem Heil ein gleiches tun. Wozu aber so viele Wunder? Gott wählt immer die natürlichsten Wege. Er würde uns entweder einen inneren Hang und ein inneres Licht mitteilen, wodurch wir zur christlichen Religion gezogen würden, oder er würde uns auf eine deutliche Art sagen lassen, oder es uns selbst sagen, daß die christliche Religion die einzige wahre sei. Allein, fragt man, wo bliebe alsdann das Verdienst des Glaubens? Ich antworte: Das Verdienst des Glaubens besteht nicht darin, auf eine leichtsinnige und unbedachtsame Art zu glauben, daß Gott etwas offenbart habe. Anstatt daß dieses ein Verdienst wäre, hieße es vielmehr, sich der Gefahr aussetzen, etwas zu glauben, was wir vielleicht nach Gottes Willen nicht glauben sollen. Das Verdienst des Glaubens besteht allein darin, das fest zu glauben, wovon wir deutlich erkennen, daß es Gott geoffenbart hat: zum Beispiel, daß er Eins in drei Personen sei, obgleich die Vernunft mir sagt, daß Drei niemals Eins sein können. Das Verdienst des Glaubens besteht darin, meine Vernunft der Offenbarung zu unterwerfen, und, meines natürlichen Lichtes ungeachtet, nicht zu zweifeln, daß Drei nur Eins ausmachen. Ja, mein Gott, rede, dein Knecht hört. Ich will alles blindlings glauben, was du mich lehren willst; du bist untrüglicher als meine Vernunft. Wenn ich sehe, daß eins und zwei drei machen, so sehe ich es nur durch das Licht meiner Vernunft; wenn du mir aber wirst offenbart haben, daß Drei nur Eins machen, so will ich es mit Gewißheit glauben, weil ich es auf dein Wort glauben will; ich will es selbst um deiner eigenen Vernunft willen glauben, die mich nicht betrügen kann. Allein ich will nicht, daß die Menschen mich auf falsche Mutmaßungen hintergehen sollen. Welche Eitelkeit, seine Träume für Gottes Wort auszugeben! Welche Ruchlosigkeit, das, was Menschen sagen, ebenso zu glauben, als wenn es Gott selbst sagte. Es gibt fast keine Stadt, wo nicht ein neu aufgerichtetes

Kreuz, besonders zur Zeit der Missionen, Wunder tun sollte; das Volk ist davon überzeugt; der Geistliche unterhält diese Einbildung und glaubt nichts davon. Jesus Christus hat Wunder getan, sagt man; wo ist aber der Beweis davon? Wenn er so viele verrichtet hätte, als man sagt, ist es wohl wahrscheinlich, daß sich die Juden nicht bekehrt, und die Römer, die damals Herren der Welt waren, nichts davon gewußt hätten? Man kann nicht glauben, daß Jesus Christus Wunder getan und sich doch gescheut habe, die Religionsätze, die man jetzt für die wesentlichen hält, als seine Menschwerdung und den Gebrauch der Sakramente, zu predigen. Das Wunderbare ist immer nach dem Geschmacke der reizbaren Menschen gewesen. Die Poeten bedienen sich desselben, um ihren Gedichten Hoheit und Glanz zu erteilen; der Mensch will sich immer über seine Natur erheben. Die Geschichte der Kreuzzüge zeigt genugsam, wie wenig Glauben die Wunder verdienen. Diejenigen, welche der heilige Bernhard verrichtete, um die Fürsten und ihre Untertanen zur Annehmung des Kreuzes zu bewegen, haben zwar mehr Zeugen für sich als die, welche Jesu Christo zugeschrieben werden; allein diese und jene sind gleich falsch. Denn da die Unternehmung nicht glückte, so ist es gewiß, daß Gott zu den Zeiten Bernhards keine Wunder tat, und daß dieser heilige Vater ein wahrer Betrüger war. Es war der Weisheit und Güte Gottes nicht gemäß, so viele Fürsten durch Wunder zu einem Vornehmen zu vermögen, das für sie unnütz und schädlich sein mußte. Die Wunder Jesu Christi sind bestritten, widerlegt und getadelt worden; sie sind folglich nicht gewiß gewesen.

Eine starke Einbildungkraft voll übertriebener Bilder hat manche Wunder hervorgebracht. Durch sie haben wir gelernt, daß Berge wie Böcke gesprungen haben. Der Prophet, dem dies Bild sehr wohl gefällt, wiederholt es und gibt es für eine Wahrheit aus, obgleich in den historischen Büchern nichts davon erwähnt wird. St. Paulus bekehrt sich nicht, wenn Jesus Christus Wunder tut. Er geht erst in sich, als er mit dem Pferde stürzt. Die Wunder folgen der Natur, sie können nach den Regeln der Bewegung geschehen und folglich nichts beweisen, was über die Natur ist. Die Taschenspielerkünste beweisen nicht die Güte der Arzneimittel eines Marktschreiers oder Gauklers; und ebenso beweisen auch die Wunderwerke die wahre Religion nicht, weil es in allen Religionen Wunder gegeben hat.

Wenn Wunder die Religion beweisen sollen, so muß man uns doch wenigstens dartun, daß sie wirklich geschehen sind, weil wir von eben der Natur sind als die vormaligen Menschen. Warum hast du zugelassen, o mein Gott, daß die Christen falsche Wunder verrichtet haben? Und warum hat es in allen falschen Religionen, besonders im Heidentum, Wunder gegeben? Wenn man Tatsachen, die mit der Religion in Verbindung stehen, geglaubt hat, so ist es ziemlich schwer, daß man, je nachdem man zu einer Partei gehört, von einer falschen Religion nicht Vorzüge, die ihr nicht zukommen, verlangen, oder der wahren Religion solche, die sie nicht nötig hat, einräumen sollte. Inzwischen sollte man versichert sein, daß weder zu der Wahrheit einer echten Religion jemals das geringste hinzugetan, noch auch einer falschen je Wahrheit gegeben werden könne. Einige der ersten Christen, die von diesem Grundsatze nicht unterrichtet oder überzeugt waren, vergaßen sich so weit, daß sie zum Besten des Christentumes ziemlich dreiste Behauptungen unterscho-

ben, die der gesündere Teil ihrer Mitbrüder hernach verworfen hat. Dieser unbedachtsame Eifer hat eine Menge apokryphischer Bücher hervorgebracht, denen man die Namen heidnischer oder jüdischer Verfasser beilegte; allein eben darum, weil man mit aller Gewalt aus diesen untergeschobenen Schriften großen Nutzen für die Religion ziehen wollte, hat man gar keinen davon gehabt. Ihre Deutlichkeit verrät sie, und unsere Neueren haben ganz offenbar das daraus entwickelt, was die Propheten des neuen Testamentes nicht entwickeln konnten. Man mag sich drehen nach welcher Seite man will, um diese Bücher zu retten, so wird man immer finden, daß in dieser gar zu großen Deutlichkeit eine unübersteigliche Schwierigkeit liegt. Wenn einige Christen den Heiden und Juden eine ziemliche Anzahl von Büchern unterschoben, so trugen die Ketzer keine Bedenken, es den Rechtgläubigen ebenso zu machen. Man sah nichts als falsche Evangelien, falsche Apostelbriefe, falsche Beschreibungen ihres Lebens; und es hat nur durch eine Wirkung der göttlichen Vorsehung geschehen können, daß die Wahrheit so vielen apokryphischen Werken, die sie ersticken wollten, entgangen ist. Einige große Männer der Kirche sind teils durch die Behauptungen der Ketzer wider die Rechtgläubigen, teils durch die der Christen wider die Heiden und Juden hintergangen worden; daher hat es sich denn getroffen, daß sie sich der Bücher der Sybillen oder auch des Hermes Trismegistus, Königs in Ägypten, bedient haben; ja, haben nicht sogar einige den Plato für einen Propheten und Ausleger der Schrift gehalten? Man ermangelte auch nicht, seine Werke für Schrifterklärungen zu nehmen und die Natur des Wortes sich eben so vorzustellen, wie er sie sich gedacht hatte. Er bildete sich Gott so erhaben über die Geschöpfe ein, daß er nicht glaubte, sie könnten unmittelbar von seinen Händen erschaffen sein, und er setzte zwischen denselben und ihm das Wort gleichsam als eine Stufe hin, auf welcher die Handlungen Gottes bis zu ihnen gelangen könnten. Die Christen nahmen eben diesen Gedanken über Jesus an; denn nie ist eine Philosophie mehr in Ansehen gewesen, als in den ersten Jahrhunderten des Christentums die platonische. Die Ähnlichkeit, die man zwischen dem Platonismus und der Religion fand, hatte fast alle christlichen Gelehrten zu dieser Sekte gezogen. Woher kommt aber die Achtung, in welcher Plato bei den Kirchenvätern stand?

Man lebte zu den Zeiten Jesu Christi und in den ersten Jahrhunderten der Kirche in einer Unwissenheit, wo die Freiheit, ungestraft Fabeln zu schreiben, sich noch überdies mit dem allgemeinen Hange verband, der alle Bewohner dieser Gegenden dazu antrieb; daher die Schriften der Griechen, der Juden und der morgenländische Talmud. Ehe man die geringste Folge aus Wundern zöge, sollten sie erst wahr und gewiß sein. Wenn die Kirchenväter über den Götzendienst unwillig sind, so setzen sie allemal die Ohnmacht der Götzenbilder voraus. Hätten sie geredet oder das Künftige vorhergesagt, so hätte man ihre Ohnmacht nicht mit Verachtung angreifen dürfen; man hätte nur dem Volke die außerordentliche Macht, deren äußerliche Zeichen man an ihnen sah, ausreden müssen. Hätte man sonst wohl Unrecht gehabt, das anzubeten, was man mit einer göttlichen oder wenigstens mehr als menschlichen Kraft begabt zu sein glaubte? Es ist wahr, daß diese Geister Gottes Feinde waren; allein, konnten die Heiden das erraten? Wenn solche

Geister unmenschliche oder unsinnige Gebräuche verlangten, so hielten die Heiden sie für eigensinnig oder grausam; nichtsdestoweniger aber glaubten sie, daß sie mächtiger als die Menschen wären und wußten nicht, daß der wahre Gott ihnen seinen Schutz wider sie anböte. Sie demütigten sich öfter vor ihren Göttern nicht anders, als vor fürchterlichen Feinden, die man, es koste was es wolle, besänftigen müsse; und diese Demütigung, diese Furcht wäre nicht ohne Grund gewesen, wenn die Dämonen wirklich übernatürliche Beweise ihrer Macht an den Tag gelegt hätten. Kurz, das Heidentum würde nichts als ein unwillkürlicher und verzeihlicher Irrtum gewesen sein. Die Ungebildeten unter den Heiden zogen die Orakel nicht in Zweifel. Die Christen selbst haben sie geglaubt und Stellen aus den Sybillen angeführt.

Die Heiden sahen ihre Wunder für ebenso ausgemacht an als die Christen die ihrigen. Man lese die Agende des heiligen Gregorius. Was für Wunder! Gibt es nichts von Fabeln im heiligen Gregorius, dem Thaumaturgen oder Wundertäter, der einen Berg in die Luft versetzte? Es kommt den Menschen zu, sich vor den Irrtümern zu bewahren, in welche sie von Köpfen, die vielleicht über sie erhaben sind, gestürzt werden können. Mein Verstand ist hinreichend, zu untersuchen, ob eine Bildsäule redet oder nicht; allein von dem Augenblicke an, da sie den Mund öffnet, lasse ich mir auch die Gottheit, die ich ihr zuschreibe, nicht weiter ausreden; mit einem Worte, Gott ist nach den Gesetzen seiner Güte verbunden, mich vor den Überraschungen zu schützen, wobei ich mich selbst nicht zurechtweisen kann. Was andere Irrtümer betrifft, so muß meine Vernunft dabei ihre Pflicht tun. Unter den Juden glauben die meisten nicht an die Wunder Jesu Christi, sondern an das Ansehen derer, die nicht daran glauben; und diesen, heißt es, muß man weiter nichts als das Ansehen derer, die daran glauben, entgegensetzen. Diese beiden Autoritäten sind aber nicht gleich. Das Zeugnis derer, die eine schon eingeführte Sache glauben, hat keine Kraft, sie zu unterstützen; allein das Zeugnis der anderen, die jenen nicht glauben, hat Macht genug, die Sache zu vernichten. Die, welche glauben, können vielleicht von den Gründen, nicht zu glauben, nicht unterrichtet sein; allein es ist fast unmöglich, daß die, welche nicht glauben, diese Gründe nicht wissen sollten. Hier ist ganz das Gegenteil. Wenn nämlich eine Sache erst eingeführt wird, so ist das Zeugnis derer, die sie glauben, an sich selbst viel kräftiger als das Zeugnis derer, die sie nicht glauben. Denn diejenigen, die sie glauben, müssen sie natürlicherweise erst untersucht haben, und die, welche nicht glauben, können es vielleicht nicht getan haben. Wir wollen sehen, wie man sich ehemals bekehrte. Ein Weib geht zu einem Brunnen, Wasser zu schöpfen. Sie findet dort einen Mann, der ihr sagt, was sie ihr Leben lang getan hat: Dinge, die vielleicht bekannt sein konnten. Et nunc quem habes, non est tuus vir. Der Mann, den du hast, ist nicht dein Mann. Das Weib läßt den Krug stehen, läuft wie eine Unsinnige und verkündet überall, daß der Messias gekommen sei, daß sie ihn gesehen und mit ihm gesprochen habe; und alles geht ihm entgegen. Ja, sagt man, das ist Gnade. Allein ich kann von den Heiden wohl eben dergleichen sagen. Um etwas über sie zu gewinnen, mußte man ihnen das, was sie so hartnäckig wünschten, einräumen und ihnen zeigen, daß, wenn auch etwas übernatürliches bei den Orakeln gewesen sei, man deswegen doch nicht sagen könne, die Gott-

heit habe teil daran; und alsdann war man genötigt, die Geister mit ins Spiel zu bringen, ob es gleich wahr ist, daß es schlechterdings besser gewesen wäre, die Geister wegzulassen, weil man dadurch der heidnischen Religion einen größeren Stoß versetzt hätte. Allein, vielleicht konnte nicht jedermann so tief in diesen Stoff eindringen, und man glaubte es auch gut genug zu treffen, wenn man den Heiden durch die Voraussetzung von Geistern, die alles mit zwei Worten abfertigt, alle die wunderbaren Dinge, die sie zum Vorteil ihres Götzendienstes hätten anführen können, unnütz machte.

Nach Hephästions Tode verlangte Alexander durchaus, daß er zu seinem Troste vergöttert würde. Alle seine Hofleute gaben willig ihren Beifall dazu. Sogleich sieht man dem Hephästion in verschiedenen Städten Tempel errichten, Feste ihm zu Ehren anstellen und ihm Opfer weihen. Man schreibt ihm wunderbare Heilungen zu, und damit nichts fehlt, so läßt man ihn Orakelsprüche erteilen. Lucian sagt, Alexander sei anfangs erstaunt, Hephästions Gottheit so gut vonstatten gehen zu sehen; er habe sie indes zuletzt selbst geglaubt und sich etwas zugute darauf getan, nicht nur selbst ein Gott zu sein, sondern auch Götter machen zu können. Entweder war ein Geist in Hephästions Bildsäule eingekehrt, um aus derselben wahrzusagen, sobald es Alexandern gefallen hatte, ihm als einem Gotte eine errichten zu lassen, oder die Bildsäule erteilte Orakelsprüche ohne Geister. Die Statue des phytischen Apolls konnte gewiß eben das tun. Allein es kommt mir doch sehr seltsam vor, daß nur ein bloßer Einfall Alexanders nötig gewesen sein sollte, einen Geist abzusenden, um eine Bildsäule in Besitz zu nehmen, die dadurch für alle Menschen eine unaufhörliche Veranlassung zu Irrtümern ward. Die heidnischen Priester bedienten sich tausenderlei Ränke zu den Orakeln. Ruffin hat uns den Tempel des Serapis ganz voll bedeckter Wege beschrieben. Meldet uns nicht die heilige Schrift, wie Daniel den Betrug der Pfaffen des Bel entdeckt hat, die heimlich in den Tempel zu kommen wußten und die Speisen verzehrten, die man dort hingesetzt hatte? Es ist die Rede von einem der Wunder des Heidentumes, welches am allermeisten geglaubt ward, nämlich von den Opfern, welche die Götter selbst zu verzehren sich die Mühe gaben. Die Schrift schreibt dies nicht den Geistern, sondern den betrügerischen Pfaffen zu. Wenn nun aber die Menschen in der einen Religion betrogen werden, wie können wir wissen, ob es nicht auch in einer anderen geschehen ist? Wie viel leichter hat es sein müssen, den Leuten einzubilden, daß die Götter in Bildsäulen herabstiegen, um mit ihnen zu sprechen und ihnen nützlichen Unterricht zu geben, als sie zu überreden, die Götter kämen, um Stücke Fleisch von Ziegen und Hammeln zu essen? Und wenn die Priester dann anstatt der Götter aßen, so konnten sie ja noch viel eher an ihrer Stelle reden. Das äußerliche Wunderbare hat viel Gewalt über den Verstand des Volkes, welches das Wunderbare sehr liebt. Gewisse Dinge nur an gewissen Tagen tun; Asche nehmen, sie auf das Haupt streuen und gewisse Worte dabei sagen; in gewissen Kleidern, die man sonst nicht trägt, ins Gotteshaus treten und nur gewisse Worte ganz laut, andere ganz leise auszusprechen: alles dieses nimmt die Sinne ein. Der gemeine Mann geht weiter, er hält das für die Ursache, was sie nicht ist. Glaubt er vielleicht, daß kein anderer als Gott solche äußerliche Handlungen eingeben könne? Die Orakel, die zur Ant-

wort auf versiegelte Zettel gegeben wurden, waren noch auffallender. Die Priester kannten viele Kunstgriffe, diese Zettel zu öffnen, und wir finden einige derselben, von dem falschen Propheten Lucians gebraucht. Ein Statthalter in Sizilien hatte zum Orakel des Mopsus zu Malta geschickt. Weil er in Sizilien von den Epikuräern umgeben war, die ihm viele Zweifel in den Kopf gesetzt hatten, so entschloß er sich, einen Kundschafter an die Götter zu schicken, um zu wissen, woran er wäre und gab ihm einen versiegelten Zettel, den er dem Orakel des Mopsus übergeben sollte. Dieser Bote war im Tempel eingeschlafen und sah im Traume einen wohlgestalteten Mann, der zu ihm sagte: schwarz. Er nimmt den Zettel zurück, den er auf den Altar neben dem Gotte gelegt hatte und den er noch wohlversiegelt findet, worauf er ihn dem Statthalter mit dieser Antwort zurückbringt, die seinen Hof-Epikuräern sehr lächerlich vorkam. Er selbst, der Statthalter, aber ward von Erstaunen und Verwunderung gerührt und zeigt ihnen nach Eröffnung des Zettels, daß er diese Worte hineingeschrieben hatte: Soll ich dir ein weißes oder schwarzes Rind opfern? Nach diesem Wunder unterließ er nicht, dem Mopsus einen schwarzen Ochsen zu schlachten und war ihm lebenslang sehr ergeben. Tacitus sagt, daß zu Klaros nicht ein Weib wie zu Delphi, sondern ein Mann die Orakel erteilt und daß man denselben aus einer gewissen Familie, fast immer aus Milet, gewählt habe. Man braucht ihm nur die Anzahl und die Namen derer, die ihn um Rat fragen wollten, zu sagen, alsdann begab er sich in eine Höhle, schöpfte Wasser aus einer daselbst verborgenen Quelle und antwortete nachher in Versen auf das, was man im Sinne hatte, ob er gleich oft sehr unwissend war. Als ehemals der Tempel des Äskulap zu Ägea in Sizilien auf Constantins Befehl abgerissen wurde, verjagte man aus demselben, wie Eusebius in dem Leben dieses Kaisers sagt, nicht einen Gott, sondern einen Betrüger, der so viele Jahre lang das leichtgläubige Volk hintergangen hatte. Die Bildsäulen der Fortuna zu Antium hatten das Besondere an sich, daß sie nach dem Zeugnis des Makrobius im zweiten Kapitel des ersten Buches sich von selbst bewegten, so daß ihre verschiedenen Stellungen statt der Antwort dienten oder andeuteten, ob man das Orakel befragen dürfe.

Wir finden noch einige Bildsäulen, die eben diese Eigenschaft hatten. Diodor aus Sizilien und Quintus Curtius sagen, Jupiter Ammon sei von achtzig Priestern in einer Art von goldener Gondel, von welcher silberne Schalen herabhingen, getragen worden. Ihm wäre eine große Anzahl von Weibern und Mädchen gefolgt, welche Loblieder in der Landessprache gesungen hätten. Dieser von Priestern getragene Gott hätte ihnen vermittels gewisser Bewegungen selbst den Weg gewiesen, welchen sie nehmen sollten. Der Gott zu Heliopolis in Syrien hat nach dem Makrobius eben das getan. Der einzige Unterschied war, daß er nur von den vornehmsten Standespersonen des Landes getragen sein wollte, die lange vorher enthaltsam gelebt und sich den Kopf hatten scheren lassen. Lucian in seiner Schrift von der Göttin in Syrien berichtet, er habe einen Apoll gesehen, der noch wunderbarer gewesen sei. Wenn er sich nämlich auf den Schultern seiner Priester hätte tragen lassen, wäre es ihm manchmal eingefallen, sie stehen zu lassen, um einen Spazierflug durch die Lüfte zu tun und das im Angesichte eines Mannes wie Lucian, welches wohl zu merken ist.

Ihr könnt, sagt Philostrat, den delphischen Apoll sehen, der durch seine Orakel berühmt ist, die er mitten in Griechenland gibt. Er antwortet denen, die ihn fragen, wie ihr wißt, in wenigen Worten und ohne seinen Ausspruch mit Wundern zu begleiten, ob es ihm gleich sehr leicht wäre, den Parnaß zittern zu machen, den Lauf des Kephisos zu hemmen und die kastalischen Gewässer in Wein zu verwandeln. Er sagt die Wahrheiten schlechtweg und hält sich damit nicht auf, seine Macht unnützerweise sehen zu lassen. – Ich finde es lustig genug, daß Philostrat seinen Apoll geltend machen will, weil er kein großer Wundertäter war. Ich glaube, daß in dieser Stelle ein heimliches Gift für die Christen verborgen ist. – Es war also in allen Religionen so gemein, Wunder zu tun, daß es endlich gar lächerlich ward, sich damit abzugeben, und das ist die Ursache, warum Mohammed keine verrichtet, sondern sie verachtet hat.

In Rom waren Orakel, Äskulap gab welche in seinem Tempel auf der Tiberinsel. Man hat in Rom ein Stück von einer marmornen Tafel gefunden, auf welcher drei Wunder des Äskulap auf griechisch erzählt waren. Hier ist das merkwürdigste davon von Wort zu Wort aus der Inschrift übersetzt: „Zugleich erteilte er einem Blinden namens Kapis einen Orakelspruch. Er sagte ihm: er solle zum heiligen Altar gehen, daselbst niederknien und anbeten, hierauf von der Rechten zur Linken gehen, die fünf Finger auf den Altar und endlich die Hände auf die Augen legen." Nach der ganzen Zeremonie bekam der Blinde sein Gesicht wieder. Das Volk war Zeuge davon und legte seine Freude darüber an den Tag, da es so große Wunder unter seinem Kaiser Antonin sich zutragen sah. Die anderen Heilungen waren nicht so auffallend; sie betrafen nur ein Seitenstechen oder einen höchst gefährlichen Blutverlust. Die Kirchenväter würden wohl nicht ermangelt haben, in den Zeremonien, welche Äskulap von dem Blinden beobachten ließ, etwas Sinnbildliches anzutreffen, wenn Jesus Christus sie angeordnet hätte; sie würden dieselben als ein Bild seines Verhaltens gegen den Sünder betrachtet haben. Der Blinde kniet nieder: dies ist die Unterwerfung Jesu Christi. Darauf geht er von der Rechten zur Linken: Tunc dixi, ecce venio, da habe ich gesagt, siehe ich komme, er wird Mensch, er nimmt unsere Sünden auf sich. Er legt die fünf Finger auf den Altar: dies ist Jesus Christus, der sich auf dem Altar des Kreuzes opfert, wo er fünf Wunden bekommt. Er nimmt die Hand vom Altar und legt sie auf die geheilten Augen: wenn euch das Verdienst der fünf Wunden zugeeignet ist, so seid ihr geheilt.

Die Verbrechen der Priester, ihre Frechheit, verschiedene Begebenheiten, wodurch ihre Betrügereien ans Licht kamen, zum Beispiel die Geschichte eines Priesters des Saturns, der jedes Weib, das ihm gefiel, in seinen Tempel zu Alexandrien kommen ließ und sie mißbrauchte, die Dunkelheit und Falschheit ihrer Antworten, alles dies hat zwar endlich die Orakel um ihr Ansehen gebracht; allein es sind noch äußere Ursachen dazu gekommen. Zuerst große Sekten griechischer Philosophen, welche die Orakel verspotteten; hernach die Römer, die gar keinen Gebrauch davon machten; und endlich die Christen, die sie verabscheuten. Ebenso ist es mit den Wundern beschaffen. Wie viele Heilige hat man nicht aus den Gräbern genommen? Wie viele Reliquien hat man nicht gefunden? Diese Heiligen würden nie ihren Rang erhalten

haben, wenn sie nach Descartes gekommen wären. Die Wunder, die jetzt folgen sollen, waren vom heiligen Markus im 16. Kapitel Vers 16 und 17 versprochen worden. „Wenn ihr Glauben habt", das ist, wenn eure Einbildungkraft eine gewisse Wendung genommen hat. Der Schatten des heiligen Petrus machte Kranke gesund. Der Schatten! Ist denn der etwas wirkliches? Wer zu viel beweist, beweist nichts. Apostelgeschichte Kapitel 5, Vers 15, 16.

Tabitha, eine heilige Frau, die für die Christen Kleider machte, stirbt zu Joppe und alsbald schreibt ein Jünger an den heiligen Petrus, der zu Lydda war, er möchte geschwind kommen: laß dichs nicht verdrießen, zu uns zu kommen. Er kommt, man zeigt ihm die tote Tabitha und die Kleider, die sie machte. Welch ein Wehklagen! Die verwaiste Kirche hat keine Näherin mehr! St. Petrus treibt alle, die gegenwärtig sind, heraus und macht sie lebendig. 1. Er handelt wider die Menschenliebe, daß er sie aufweckt, er setzt sie in Gefahr, verdammt zu werden; denn da sie eine Heilige war, so hätte es dabei bleiben sollen. 2. Das Wunder hätte öffentlich geschehen müssen. Wozu die Leute heraustreiben? Besorgte er, daß man ihn in seinen Geheimnissen stören möchte? Er hätte vielmehr der Kirche wieder eine bessere Näherin verschaffen sollen; denn wer die Macht hat, Tote zu erwecken, kann wohl noch viel eher Arbeiterinnen machen. Apostelgeschichte 9 Vers 36 bis 41.

Die Auferstehung und Himmelfahrt der Jungfrau (welche, nach den aufgeklärtesten Theologen der katholischen Kirche bloße Fabeln sind) beweisen ebenso die Leichtgläubigkeit des Volkes als den Untergrund der Himmelfahrt und Auferstehung Jesu Christi: zwei Tatsachen, die sich hier im Verborgenen zugetragen haben.

Fünftes Hauptstück.

Von den Weissagungen der Propheten.

Die Zukunft ist den Menschen gänzlich verborgen; denn da sie in Beziehung auf sie gar nicht vorhanden ist, so kann sie auch durch gar keinen Sinn in ihren Verstand kommen; und da überdies das, was nicht ist, auch keine Eigenschaft hat, so können es die Menschen nicht anders wissen, als wenn es ihnen von dem, durch welchen alle Dinge sind, offenbart wird. Aber nicht nur die Menschen sind in Absicht der Zukunft unwissend, sondern sie ist eben aus dem Grunde auch vor jedem erschaffenen Geiste verborgen. Ein Engel, wenn er auch noch so erleuchtet ist, kann doch das, was nicht ist, nimmermehr sehen; man betrügt sich daher, wenn man glaubt, daß der Teufel den Heiden das Zukünftige offenbart habe und daß er heutigentags die sogenannten Zauberer begeistere. Von allem dem kann nichts möglich sein, es sind nur Träume der verblendeten Einbildungkraft der Menschen. Die Juden hatten also recht, wenn sie die Heiden aufforderten, ihnen künftige Dinge vorher zu sagen: annunciate nobis futura, verkündigt uns, was geschehen wird. Allein, wir wollen sehen, ob nicht unter den Juden Leute gewesen sind, die diese Wissenschaft gehabt haben? Wenn man mich davon überzeugt, so will ich Gottes Finger erkennen und mich auf diesen einzigen Beweis ergeben.

Zuvörderst finde ich in allen Prophezeiungen eine große Verwirrung, viele Schwierigkeiten, beständige Zweideutigkeiten und Gleichnisse. Man muß

sich wundern, daß unsere jetzigen Theologen noch über den Sinn uneins sind, den man ihnen beilegen soll. Wirklich ist der Sinn der klarsten Prophezeiungen bei den Juden so gut wie bei den Christen noch nicht ausgemacht, wie ich bald zeigen werde. Wo ist also das Wunderbare in den Weissagungen, wenn sie voll Dunkelheit sind? Worin besteht der Charakter, der sie von den Orakeln der Heiden und von den Prophezeiungen anderer Völker unterscheidet? Denn es gibt ja allenthalben Weissagungen. Die Menschen haben von jeher das Wunderbare geliebt; je mehr sie ihre Schwachheit fühlen, desto mehr verlangen sie durch Wunderzeichen davon befreit zu werden. Wenn aber die Prophezeiungen auf einen gesunden und von Vorurteilen freien Verstand Eindruck machen sollen, so müssen sie klar und nicht zweideutig sein. Eine Person von meiner Bekanntschaft, die gewiß niemals Anspruch auf die Gabe des Prophezeiens gemacht hat, schrieb ehemals einige Strophen im Stil der Sprüche des Nostrodamus. Diese sind alle in weniger als vier bis fünf Jahren erfüllt worden, ob er gleich außerordentliche Sachen, die gar keine Beziehung auf die damalige Gestalt der Welt hatten, darein angebracht hatte. Die Ausdrücke waren unbestimmt. Der Reim hatte öfter die Worte geordnet, ohne sich nach den Gedanken des Dichters zu richten. Länger als ein Jahr vorher, ehe der Kardinal Rossel die Provence in Schrecken setzte, ließ er folgende vier Verse für den Monat August im Marseiller Almanach einrücken:

Durch einen Apfel ließ sich Adam einst verführen;
Der klügre Rossel, sich nicht zu vergehn,
Will nur von fern die Feigen sehn,
Und nie verbotene Frucht berühren.

Der Erfolg hat die Prophezeiung wahr gemacht. Eine erhitzte Einbildungkraft, die sich unbestimmter Ausdrücke bedient, wird immer durch den Zufall oder durch die Schwachheit anderer Menschen unterstützt. Wenn die Weissagungen deutlich gewesen wären, so würden die Juden, in deren Händen sie waren, sich gewiß bekehrt haben, wenn sie ihre Erfüllung gesehen hätten. Die Propheten, sagt man, scheinen Botschafter Jesu Christi gewesen zu sein. Die Juden sinnen unaufhörlich über diese Prophezeiungen nach. Dieser so deutlich verkündigte Jesus Christus erscheint unter ihnen; er bleibt bei ihnen dreiunddreißig Jahre und die Juden kennen ihn nicht; ja sie behaupten vielmehr, er sei es nicht, von dem ihre Propheten geredet hätten. Wer sind denn also die Leute, welche diese Prophezeiungen annehmen sollen, wenn es nicht die sind, welche die eigentliche Sprache, worin sie geschrieben sind, reden und verstehen, und welche sie auch immer in ihrer Verwahrung gehabt haben? Es ist also wohl die christliche Kirche, die den Sinn derselben bestimmen soll? Folglich ist sie ja Richter in ihrer eigenen Sache. Sie führe also Beweise an, so viel sie will; sie werden ihrer Einbildungkraft Genüge leisten, aber meine Vernunft nicht überzeugen. Diejenigen, welche die Liturgien der Kirche lesen, werden darin bemerken, daß sich die Kirche eine uneingeschränkte Freiheit nimmt, die Prophezeiungen und Schriftstellen nach ihrem Gefallen auszulegen. Ja man behauptet sogar, es sei eine Glaubenssache, daß die Kirche diese Macht besitze. Dergleichen sinnbildliche Auslegungen, die nichts beweisen und lediglich von der Gabe des Auslegers abhängen,

empören viel mehr die Vernunft eines Indianers von gesundem Menschenverstande, als daß sie ihn überzeugen sollten.

Was ich aber für das merkwürdigste halte ist dieses, daß die Kirche zu der heiligen Schrift was ihr gefällt hinzufügt. David hat gesagt: Dominus regnavit, decorem indutus est, der Herr ist Herrscher, er hat sich in Schmuck gekleidet; und die Kirche sagt, David verkündige den Völkern: Dominus regnavit a ligno, der Herr hat vom Holze geherrscht; und dies ist falsch. Impleta sunt quae concinuit David fideli carmine dicens in nationibus: regnavit a ligno Deus, es ist erfüllt, was David, der fromme Dichter, gesungen hat, da er den Völkern sagte: Gott hat geherrscht vom Holze. Nie hat David diese Worte gesprochen, man bediene sich auch einer Lesart, welcher man wolle. Diese Schrift erzählt uns, Jesus Christus habe nach seiner Auferstehung den Aposteln den Verstand geöffnet, um die Schrift zu verstehen. Tunc aperuit eis sensum, ut intellegerent scripturas. Wenn es eines solchen Wunders bedarf, um die Prophezeiungen zu verstehen, so sind sie von keinem Nutzen, weil der natürliche Verstand sie nicht begreifen kann, und Gott würde vielmehr besser getan haben, wenn er uns plötzlich durch ein Wunder auf Jesu Christi Seite gebracht hätte, als daß er uns so viele Stufen steigen läßt. Allein was sage ich? Gott ist es nicht, der so unregelmäßig handelt, sondern Menschen, die ihn stets nach ihrer Weise handeln lassen. Ich will mich in keine umständliche Abhandlung einlassen, um zu zeigen, daß alle Prophezeiungen sehr dunkel sind; daß alles nach der asiatischen Begeistung und nach der chaldäischen Geheimlehre schmeckt; daß das, was nach der Vulgata klar zu sein scheint, einen ganz entgegengesetzten Sinn nach dem Grundtexte hat, welcher der einzige ist, den der heilige Geist eingegeben hat; daß das, was man zu jetzigen Zeiten für eine Prophezeiung ausgibt, bloß eine natürliche Begebenheit ist, die nicht das geringste Merkmal einer Prophezeiung an sich hat und daß es also lächerlich ist, zu verlangen, daß ich die Juden für ein sehr weissagendes Volk ansehen soll. Gott hat das nicht von mir gefordert, denn auf die Art will ich die ganze Religion Mohammeds in dem Verhalten des jüdischen Volkes antreffen. Wenn David in seinem Alter das schönste Mädchen aus seinem Volke verlangt, um sich durch ihre natürliche Wärme zu beleben, so haben der heilige Augustin und alle anderen Kirchenväter nicht das Recht mich zu zwingen, daß ich diese Handlung als eine Prophezeihung von der Vereinigung Jesu Christi mit der Kirche und von der unbefleckten Keuschheit der heiligen Jungfrau ansehen soll. Ich will mich nicht damit aufhalten zu zeigen, daß Gott nicht sinnbildlich verfährt; daß Sinnbilder nichts beweisen; daß das Sinnbild ein Wesen ist, dessen ganze Wirklichkeit in der Einbildungkraft seines Erfinders besteht, omina habet post, nihil ante, es hat alles hinten, nichts vorn, besonders in einer so ernsthaften und wichtigen Sache wie die Religion. Das Gleichnis ist ganz verschieden von einer Darlegung und von einer jeden Rede, die nur den Verstand überzeugen soll.

Ich will die Prophezeiung, von welcher man den meisten Lärm gemacht hat und die man für die deutlichste hält, untersuchen. Hier ist sie: Jakob läßt vor seinem Tode alle seine Kinder zu sich kommen und gibt ihnen seinen Segen. Sobald die Reihe an Juda kommt, sagt er zu ihm: non auferetur

sceptrum de Juda, donec veniet qui mittendus est, es soll das Szepter von Juda nicht entwendet werden bis der kommt, der gesandt werden soll. Nun, sagt man, ist zur Zeit, da Christus kam, das Szepter von Juda entwendet worden, folglich ist diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen und also ist Jesus Christus der, welcher gesandt werden sollte. Es ist zuvörderst gewiß, daß die Juden unter dem hebräischen Worte, welches wir durch Szepter übersetzen, ganz etwas anderes verstehen. Sie sagen, es bedeute im Hebräischen das Gegenteil, nämlich Verfolgung und Trübsal, und Jakob sage zu seinem Sohn: die Juden würden beständig und so lange verfolgt werden, bis derjenige komme, der sie von allen ihren Übeln befreien solle. Einige behaupten sogar, diese Worte wären in der Person des Moses erfüllt worden und Jakob sage zu seinen Kindern nur, sie würden unaufhörlich in Ägypten geplagt werden, bis der Retter erschiene, der sie aus der Sklaverei erlösen würde.

Die katholischen Theologen, die alle das hebräische Wort durch Szepter übersetzt haben wollen, kommen ebensowenig in Absicht des Sinnes dieser Stelle überein. Sie streiten darüber, daß man unter dem Namen Juda das ganze jüdische Volk verstehen müsse, und daß das Szepter den Juden eigentlich nicht eher entzogen worden sei, als bis die Römer sich zum Meister von Judäa gemacht hätten. Andere hingegen sagen, daß man vernünftigerweise diesen Namen nicht vom ganzen jüdischen Volke verstehen könne und daß es bloß von dem Stamme Juda gemeint sein müsse, weil es, sagen sie, Jakobs Absicht gewesen sei, ein jedes seiner Kinder besonders zu segnen und durch ein eigenes Kennzeichen zu unterscheiden. Sie fügen noch hinzu, daß, wenn man den Namen Juda von der ganzen jüdischen Nation verstehen wollte, es offenbar wäre, daß derselben das Szepter von ihren Feinden sehr oft und besonders durch die babylonische Gefangenschaft entzogen worden, ohne daß der Messias gekommen sei. Wenn nun, sagen sie, eine Zeit gewesen, da das Szepter von den Juden entwendet worden und der Messias damals nicht erschienen sei, so wäre dies ein gar zu zweideutiger Beweis, als daß es eine wahre Prophezeiung sein könnte. Die Kirchenväter hingegen sagen, man könne dieses Wort nicht auf den Stamm Juda allein deuten, weil, wie sie hinzufügen, aus der Geschichte erhellt, daß das Szepter in andere Hände geraten, ohne daß der Messias gekommen sei. Die Juden sind durch Richter beherrscht worden; Saul, ihr erster König, war nicht aus dem Stamme Juda. Postulaverunt regem, et dedit illis Deus Saul filium Kis, virum de tribu Benjamin. Sie forderten einen König und Gott gab ihnen Saul, den Sohn Kis, einen Mann aus dem Geschlecht Benjamin. Apostelgeschichte 13 V. 21. Das Königreich ward geteilt und es fügte sich, daß elf ganze Stämme lange vor der Ankunft des Messias nur einen besonderen König hatten; das jüdische Volk ward von Hohenpriestern beherrscht und es ist bekannt, daß sie aus dem Stamm Levi waren. Die Makkabäer waren ebenfalls nicht aus dem Stamm Juda. Also, sagen die Väter, ist es viel vernünftiger, diese Worte von dem ganzen jüdischen Volke auszulegen; und wenn es seine Richtigkeit hat, daß dies Volk in der Gefangenschaft gewesen, so ist es gewiß, fügen sie hinzu, selbst in der Gefangenschaft von Hohenpriestern aus dem Volke regiert worden. Man könnte diesen Vätern antworten: es erhelle auch aus dem neuen

Testamente, daß zu der Zeit, als Herodes König in Judäa war, die Juden dessen ungeachtet noch immer unter den Hohenpriestern standen. Jedermann weiß, was bei dem Leiden Jesu Christi vorging. Die Hauptursache, warum ihn die Juden zum Tode verurteilten, war, daß sie besorgten: wenn die Römer erführen, daß unter ihnen ein Ruhestörer wäre, so möchten sie ihnen das Ansehen rauben, welches sie bis dahin noch hatten. Venient Romani et subvertent gentem nostram, so werden die Römer kommen und Land und Leute verderben. Jesus Christus ward vor Hannas und Kaiphas geführt. Das Szepter war also nicht ganz aus den Händen der Juden. — Kurz, man drehe sich wie man will, wer richtig denkt, wird diese Prophezeiung nimmermehr dem Zeitpunkt, da Jesus Christus gekommen ist, angemessen finden.

Bei den Juden gab sich jedermann mit Prophezeien ab. Sobald Saul zum Könige erwählt worden war, tat er es ebenfalls. Mit einem Worte, eine jede Prophezeiung, die zweideutig ist, hat eben so viel Gewicht, uns zu überzeugen, als die prophetischen Verse, die man gewissen Kalendern vorgesetzt hatte. Geheimnisse sind meistens ein Beweis von Irrtum oder von Schwachheit. Die Wahrheit ist deutlich. Was könnte Gott wohl für einen Grund dazu gehabt haben, dunkle Prophezeiungen einzugeben, da er sie ja, wie man auch zugesteht, bloß als überzeugende Religionbeweise erteilte? Virgil hat ein Hirtengedicht zum Lobe des Pollio gemacht und darin gesagt, daß sich unter seinem Konsulat tausend Wunder zutragen würden. Dieses Hirtengedicht haben alle christlichen Ausleger für eine Prophezeiung von der Zukunft Jesu Christi ins Fleisch anzusehen sich einfallen lassen. Wahrlich, Virgil hat nicht geglaubt, daß er die Ehre haben werde, sich unter unseren Propheten zu sehen und den Jesaias nebst dem Jeremias zu Mitbrüdern zu haben. Die Prophezeiungen der letzteren betreffen Jesum Christum ebensowenig, als Virgils Ekloge auf ihn geht. Man kann zwar das, was der Dichter vom Pollio sagt, auf Jesum Christum deuten; man kann auch manches, was die alten Propheten an verschiedenen Orten gesagt haben, auf ihn anwenden; denn die Sinnbilderei kann alles tausenderlei Gegenständen zueignen: allein ich wiederhole es noch einmal, sie beweist nichts. Man findet dergleichen glückliche Deutungen in den Briefen und Evangelien. Was in der Schrift von der ewigen Weisheit gesagt wird, das deutet die Kirche sehr sinnreich auf die heilige Jungfrau. Die Klagelieder Jeremiä, welche die babylonische Gefangenschaft zum Gegenstande haben, werden von der letzten Zerstörung Jerusalems verstanden. Kurz alles, was bei den Juden zu seiner Zeit buchstäblich auszulegen war, das muß man nach dem Sinnbild von der neuen Kirche verstehen.

Um noch zuletzt einen merkwürdigen Umstand anzuführen, so pflegt man die buhlerischen Unterredungen Salomons mit seiner Liebschaft auf Jesum Christum und auf die Kirche anzuwenden. Ich würde hier gern einige Stellen daraus mitteilen, wenn mich nicht die Schamhaftigkeit gewöhnt hätte, meine Feder zurückzuhalten. Wer selbst davon urteilen will, darf nur das Hohelied lesen.

Was hat es nun noch mit den vorgeblichen Wochen Daniels auf sich, nach deren Ablauf der Messias kommen sollte? Man kann sie deuten wie man will. Die Kirche sagt, es wären Jahrwochen und ich sage, es sind Wochen von

Monaten, von Jahrhunderten usw. Der Prophet hat sich nicht erklärt, weil er nichts wußte. Er hat als Mensch geredet. Wenn Gott Prophezeiungen gemacht hätte, so würden sie eine eigentümliche Deutlichkeit haben, wodurch man sie von anderen zweideutigen Arten, wahrzusagen, deren sich die Menschen bedienen, unterscheiden könnte. Die Wahrsager haben die Kunst erfunden, ihre Schwäche unter der Larve der Begeisterung zu verbergen; sie sprechen nicht mehr wie Menschen, sobald sie sich auf den geheiligten Dreifuß gesetzt haben. Allein Gott würde, da er diese Prophezeiungen nur für die Menschen bestimmt hätte, mit einer seiner würdigen und der uns verliehenen Einsicht angemessenen Einfachheit geredet haben. In der Verworrenheit der Prophezeiungen liegt also wieder etwas Wunderbares, das den Menschen gefällt; das kommt daher, weil man lauter Rätsel erratet.

Die Schwärmerei der Propheten ist ganz menschlich und dem heidnischen vollkommen ähnlich; Gott hingegen kennt keine Wut, keine Begeisterung und keine Formen. Noch einmal sei es gesagt, die Prophezeiungen müssen deutlich und einfach sein, wenn sie überzeugen sollen. Eusebius hat uns noch einige Bruchstücke von alten heidnischen Schriften wider die Orakel erhalten. Oenomaus ist einer von denen, deren verlorene Werke am meisten verdienen bedauert zu werden. Aus folgender Stelle sehen wir zum Beispiel, wie er den Gott zu Delphi darüber behandelt, weil er dem Krösus geantworett hatte: daß er, wenn er über den Fluß Halys ginge, ein großes Reich zerstören würde. In der Tat griff Krösus den Cyrus an, der ihn aber aller seiner Staaten beraubte. Du hattest dich gerühmt, sagte Oenomaus, daß du wüßtest, wie viele Sandkörner im Meere wären und tatest groß damit, daß du zu Delphi die Schildkröte in eben dem Augenblicke sehen könntest, da sie Krösus in Lydien braten ließ; das ist etwas rechtes, das sind doch wichtige Kenntnisse, worauf man stolz sein kann! Wenn du aber gefragt wirst, wie der Krieg zwischen dem Krösus und Cyrus ablaufen wird, so fehlt dirs an Worten; denn wenn du das Zukünftige wüßtest und was daraus erfolgen wird, so würdest du dich nicht solcher Ausdrücke bedienen, die man nicht verstehen kann. Weißt du nicht, daß man sie nicht verstehen wird? Weißt du es, so machst du dir ja ein Vergnügen daraus, uns zum Besten zu haben; weißt du es aber nicht, so vernimm es von uns, daß man deutlicher reden muß und daß man dich nicht versteht. Ich will dir noch dazu sagen, daß, wenn du Zweideutigkeiten hast brauchen wollen, das griechische Wort, womit du andeutest, daß Krösus ein großes Reich zerstören werde, schlecht gewählt ist und nichts anderes als den Sieg des Krösus über den Cyrus bedeuten kann. Müssen sich Dinge schlechterdings zutragen, was bedarf es, uns mit den Zweideutigkeiten aufzuhalten, die du zu Delphi erfindest? Elender, wozu alle die Opfer, die wir dir bringen, da dein Geschäft nur ist, uns unnütze Prophezeiungen vorzusingen? Welche Raserei hat uns ergriffen?

Die Prophezeiung ecce virgo concipiet, siehe eine Jungfrau wird schwanger werden, konnte kein Wunderzeichen sein, denn die Juden sahen die Jungfrau für ein gewöhnliches Weib an. Sie hatte einen Mann, der schlief bei ihr: wer konnte erraten, daß sie sich der ehelichen Freiheit nicht bediente? Die Gelegenheiten, bei welchen die Prophezeiungen sind gegeben worden, haben insgesamt ganz eigentlich einen buchstäblichen Sinn gehabt, der von

dem Sinne Jesu Christi sehr verschieden war.

Als Xerxes mit der ganzen Macht Asiens auf Griechenland losbrach, so fragten die Einwohner von Athen das Orakel des Apollo um Rat. Die pytische Priesterin gab ihnen zur Antwort: Minerva, die Schutzgöttin von Athen und Jupiters Tochter, hätte vergebens alle nur möglichen Mittel versucht, Jupiters Zorn zu besänftigen, er wolle aber doch aus Liebe für seine Tochter gestatten, daß sich die Athener in hölzernen Mauern retteten. Salamin würde eine Menge von ihren Müttern geliebte Kinder umkommen sehen, entweder wenn Ceres würde ausgestreut oder wenn sie würde eingesammelt werden. Über diese Antwort setzt Oenomaus die Ehrfurcht gegen den Gott zu Delphi vollends aus den Augen. Der Streit, sagt er, zwischen Vater und Tochter schickt sich vortrefflich für Götter. Es ist schön, daß es im Himmel so sehr widereinander laufende Neigungen und Vorteile gibt. Jupiter zürnt auf Athen, er hat die ganze Macht Asiens wider diese Stadt aufgeboten. Wenn er sie aber nicht auf andere Art hat verderben können, wenn er keine Donnerkeile mehr hatte, wenn er gezwungen war, fremde Hilfe zu borgen, wie hat er denn die Macht gehabt, die ganze Heereskraft Asiens gegen sie anrücken zu lassen? Sie sollen in hölzernen Mauern die Flucht nehmen! Wen wird also sein Zorn treffen? Etwa die Steine? Welch ein schöner Wahrsager! Du weißt nicht, was für Kinder Salamin wird umkommen sehen, ob es Griechen oder Perser sind; sie müssen doch wohl von dem einen oder dem anderen Heere sein; allein du weißt doch wenigstens nicht, daß man es merken wird, daß du es nicht weißt. Du verbirgst die Zeit der Schlacht unter den schönen poetischen Ausdrücken: „Wenn Ceres wird ausgestreut oder wieder gesammelt sein"; du willst uns durch diese prächtige Sprache die Augen blenden; allein weiß man denn nicht, daß ein Treffen zur Zeit der Saat oder der Ernte geliefert wird? Vermutlich wird es doch nicht im Winter geschehen? Es komme aber wie es wolle, du wirst dich immer durch dies Mittel aus der Sache ziehen. Wenn die Griechen die Schlacht verlieren, so ist dieser Jupiter, den Minerva zu besänftigen sucht, unerbittlich gewesen. Gewinnen sie aber, so hat sich der Gott endlich erbitten lassen. Du sagst, sie sollen in hölzerne Mauern entfliehen; du gibst nur Rat, du wahrsagst nicht; und ich, der ich nicht wahrsagen kann, ich hätte das auch sagen können. Ich hätte ebenso gut geurteilt, daß die ganze Schwere des Krieges auf Athen fallen, und weil die Einwohner Schiffe hätten, der beste Rat für sie sein würde, die Stadt zu verlassen und sich auf das Meer zu begeben.

Ebenso ziehen sich die Christen aus der Sache, Gott mag die Guten oder Bösen strafen oder belohnen, oder auch, wenn sie beten und ungeachtet der Zusagen Jesu Christi nicht erhört werden. Daß bloße Menschen sich mit Erteilung der Orakel abgaben, beweist auch die Zweideutigkeit der Antworten und die Geschicklichkeit, die man besaß, sie allen Begebenheiten anzupassen, die man vorher sehen konnte. St. Paulus sagte schon vor 1709 Jahren, daß der Antichrist kommen würde und er soll noch kommen. St. Philippus nahte sich dem Kämmerer der Königin Kandace aus Mohrenland: Occurrensautem Philippus audivit eum legentem Essaiam prophetam et dixit: putasne, intellegis quod legis? qui ait: quomodo possum, si non aliquis ostenderit mihi: Da lief Philippus hinzu

und hörte, daß er den Propheten Jesaiam las, und sprach zu ihm: Verstehest du auch, was du liesest? Er aber sprach: wie kann ich, so mich niemand anleitet? Philippus antwortete ihm, wie es ihm einfällt. Der gute Verschnittene glaubt von ganzem Herzen, und wird ohne weitere Umstände getauft. — Resuscitans Jesum, sicut et in psalmo secundo seriptum est: filius meus es tu; ego hodie genui te. Als der Jesum auferweckte, wie auch im zweiten Psalm geschrieben steht: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Ist die Prophezeiung nicht deutlich, wenn man die Zeugung des Wortes beweisen will? Man beruft sich auch auf die Prophezeiung 2. Sam. 7, V. 14. Hodie genui te, et ego ero illi in patrem et ipse est mihi in filium. Heute habe ich dich gezeuget. Ich will sein Vater sein und er soll mein Sohn sein.

Sechstes Hauptstück.

Von den Märtyrern.

Eine erhitzte Einbildungkraft ist die Ursache des Märtyrertums. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur zu bemerken, daß noch keine Religion gewesen ist, die nicht ihre Märtyrer gehabt hätte. Die meisten Religionstifter sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Alle Sekten haben ihre Heiligen gehabt, die den Tod erlitten haben, um sie zu verteidigen. Diejenigen, die wir Schwärmer im sevennischen Gebirge nennen, werden in Holland und in England für Märtyrer angesehen, und man schreibt ihnen rührende Ermunterungbriefe, auf daß sie in ihrem Glauben beharren. Ein jeder beurteilt die Dinge nach der Lage, worin er sich befindet, und nach seinen Vorurteilen. Die Einbildungkraft schickte Leute zu dem Hexenbund, den Zauberer und Wärwölfe halten. Der größte Teil von denen, die nach Japan gehen, um den Märtyrertod zu leiden, ist nicht im Stande, einen Zweifel zu beantworten, den ihnen ein Indianer von gesundem Verstande machen würde; indes sterben sie, um ihre Religion zu befördern. Hieraus erhellt, daß sie von Begeisterung und nicht von der Vernunft geleitet werden. Wenn man etwas oft sagen hört, oder andere oft zu etwas zu überreden sucht, so glaubt man endlich selbst, besonders wenn man von Natur eine starke Einbildungkraft hat, so wie diejenigen, die im Lande der ersten Christen wohnen. Ich bin überzeugt, daß, wenn ein Tyrann käme, der die Christen von jedem Alter töten ließe, wir viel mehr Schüler und andere junge Personen als Greise sterben sehen würden. Doch, mit einem Worte, das, was andere tun, ist keine Regel für uns. Wenn die Märtyrer den Tod litten, so hatten sie ihre Ursachen dazu. Ich wollte ebenso wie sie sterben, wenn ich überzeugt wäre; da ich aber den Beweggrund ihrer Leiden nicht begreife, und vielleicht die Einbildungkraft daran Schuld sein kann, übrigens aber der Beweis sehr zweideutig ist, weil ich Märtyrer von allen Religionen finde; so werde ich nicht den Schluß machen, daß die christliche Religion die wahre sei, weil sie ihre Märtyrer hat. Die Kirchenväter sagten, nur die Ursache des Todes, nicht der Tod selbst, mache den Märtyrer; und es ist ein Grundsatz der Religion: causa martyrum facit, non poena. Wenn man also folgert, die christliche Religion ist die wahre, weil sie Märtyrer hat, so setzt man das

voraus, was noch erst die Frage ist. Es wäre sehr unbedachtsam, von der Rechtmäßigkeit eines Krieges aus der Anzahl der Toten oder der Streitenden zu urteilen. Wie schwach ist die menschliche Einbildungkraft! Eine geringe Löhnung macht, daß der Soldat dem Tode entgegen eilt, ohne daß er oft weiß, warum und für wen er sich in Gefahr setzt, sein Leben zu verlieren, welches das größte von allen Gütern ist. Die Soldaten gehen in den Krieg und werden öfters, wenn ich so sagen darf, auf die Schlachtbank geführt, ohne im geringsten zu murren. Es hat nie eine Religion gegeben, sie mag auch noch so seltsam gewesen sein, die nicht ihre Märtyrer gehabt hätte; man findet sie sogar in Indien, bei den Türken, Calvinisten usw. Da wir nun wissen, daß die ersten Christen ihrer Religion nur aus Begeisterung und durch die sogenannte Gnade anhingen, und da wir in allen Religionen, selbst zu unseren Zeiten in der aus Frankreich vertriebenen reformierten Religion, Märtyrer antreffen; so müssen wir ein besonderes Kennzeichen aufsuchen, woran wir die wahren Märtyrer von den falschen unterscheiden können. Anstatt, daß die Märtyrer die Wahrheit der Religion beweisen sollten, sind sie vielmehr Zeugen ihrer Falschheit. Es ist für Gott entehrend, zu sagen, daß er diejenigen mit der Todesstrafte belege, die das glauben, was er geoffenbart hat. Überdies beweisen die Märtyrer, daß die Religion schlecht gegründet, und die Offenbarung nicht bestätigt genug gewesen sein muß, weil es zu eben der Zeit, da sie eingeführt ward, treuherzige Menschen gab, die, wie das Evangelium sagt, Gott einen Dienst zu tun glaubten, wenn sie, indem sie die Märtyrer töteten, Verbrecher, Betrüger und Störer der öffentlichen Ruhe hinrichteten.

Siebentes Hauptstück.

Von der heiligen Schrift.

Die Sprache Gottes muß seiner würdig sein. Das Ungereimte und die Armseligkeiten, wovon die Schrift voll ist, gibt genugsam zu erkennen, daß sie von Menschen herrührt. Die Schrift müßte unverstellbar sein, wenn sie die Regel unseres Glaubens sein sollte. Sie müßte in einer allen Menschen verständlichen Sprache geschrieben sein, weil alle Menschen unumgänglich verbunden sind, zu wissen, was Gott von ihnen fordert, und weil Gott es ihnen bekannt machen muß, um das Recht zu haben, sie strafen oder belohnen zu können. Nun ist aber die Schrift in aller Rücksicht voll Irrtümer. Sie spricht auf eine lächerliche Art von Gott, und legt ihm tausend Schwachheiten bei. Sie läßt ihn mit dem Satan über Hiob sprechen. Sie ist voll Fehler der Abschreiber und Übersetzer, die verschiedene Stellen umgeändert haben. Das hebräische Original ist mit Zweideutigkeiten angefüllt; denn das ist der Natur dieser dürftigen Sprache gemäß. Es sind nicht nur Stellen darin, welche die richtigsten und strengsten Ausleger für verfälscht erkennen, sondern auch sogar solche, die untergeschoben worden. Wenn aber eine Stelle verfälscht sein kann, wer wird mir dafür stehen, daß es eine andere nicht ebenfalls ist? Und wer wird mir dafür bürgen, daß die Bücher der Schrift von dem heiligen Geiste sind eingegeben worden? Jesus Christus hat uns kein einziges hinterlassen, und keines im Neuen Testamente ist bei seinem Leben angefan-

gen worden. Muhamed hat doch wenigstens den Koran hinterlassen. Die Bücher der Schrift sind nicht nur von einzelnen Männern zu verschiedenen Zeiten abgefaßt worden, sondern diese Personen haben sich auch bei ihrem Leben niemals gerühmt, daß der heilige Geist sie erleuchte, und ihnen das, was sie schreiben wollten, eingegeben habe. Wie? darum, weil in St. Paulus erhitzter Einbildungkraft eine Veränderung vorgeht; weil es ihm einfällt, sich nach Jesu Christi Tode zu bekehren, ihm, den seine vermeinten Wunder nicht dazu bewegen konnten; weil er sich ferner vorsetzt, vierzehn Briefe an verschiedene Völker zu schreiben, und weil diese Briefe in den folgenden Jahrhunderten unter anderen ihres gleichen, wie so viele alte Schriften, sind erhalten worden; darum will ich mich zwingen, diese Bücher für Gottes Wort zu erkennen, und man will mich für gottlos halten, wenn ich das nicht glaube? Gibt nicht die Einteilung der Bücher in proto- und deuterokanonische, zu erkennen, daß nur allein menschlicher Eigensinn sie nach eigener Willkür für heilig erklärt hat? Wie! es soll nur von der Phantasie der Menschen abhängen, zu erklären, daß ein Buch vom Himmel komme, und noch dazu nicht eher, als bis dies Buch eine gewisse Zeit lang sozusagen sein Noviziat auf Erden gemacht hat! Man soll dieses Buch, in einem Zeitraum von vielen Jahrhunderten, blos für ein gewöhnliches Werk eines ehrlichen Menschen angesehen haben, und plötzlich soll es geheiligt und in die Reihe der von Gott eingegebenen Bücher gesetzt werden, weil es etwa eine Stelle enthält, die sich wider vermeinte neue Ketzer gebrauchen läßt? So ist es mehreren Büchern der Schrift ergangen, und unter anderen den beiden letzten Büchern der Makkabäer, weil man einige Stellen daraus nimmt, um das Fegefeuer zu beweisen.

Es gibt in der Tat keine Torheit, welche die Menschen nicht im Stande wären zu vergöttern, denn das ist ein Mittel, sich der Güter des ganzen Erdbodens zu bemächtigen, wenn man befugt ist, sich gewisse Eigentumsrechte auf den Notfall anzumaßen. Jesus Christus selbst hätte uns nicht nur Bücher der heiligen Schrift geben sollen, sondern sie müßten auch von Fehlern der Abschreiber, Übersetzer und Ausleger frei sein; sonst kann sie selbst ein verständiger Indianer nur für gewöhnliche Bücher ansehen. Ein solches Wunder wäre nötiger und vernünftiger gewesen, als einige Tote zu erwecken. Die verschiedenen Wunder, wenn sie wahr sind, konnten nur denen nützlich sein, die sie erlebten; jenes aber würde durch alle Zeiten wirken. Die Verfasser der heiligen Bücher haben ihre Werke nicht für untrüglich ausgegeben. In jedem Fall wären sie immer verpflichtet gewesen, ihre Sendung, und daß sie vom heiligen Geiste erleuchtet worden, zu beweisen; allein weit entfernt, dergleichen sich anzumaßen, haben sie uns vielmehr ihre Bücher nur als gewöhnliche Schriften hinterlassen, und noch dazu als Werke, die sie an gewisse Völker, oder an besondere Männer schrieben. Bloß der Mangel an Büchern, das Bedürfnis eines gewissen Ansehens, und kurz, ein menschlicher Beweggrund hat sie vergöttert. St. Lukas schreibt an den Theophilus, und sagt ihm ganz ehrlich; weil er sähe, daß so viele Leute Bücher schrieben, so wäre ihm auch die Lust angekommen, eines zu schreiben. Quoniam quidem multi conati sunt ordinare narrationem, visum est mihi tibi scribere, optime Theophile. Luk. 1, V. 1 – 3. Und weit entfernt sich zu

rühmen, vom heiligen Geiste angeregt zu sein, sagt er vielmehr, er schreibe nichts, als nachdem er sich nach allem genau erkundigt habe.

Warum ist die Sprache der Schrift nicht natürlich? Warum immer Sinnbilder und Geheimnisse? Darum, antwortete man, weil die Gleichnisse und die Sinnbilderei dem Geschmack und der Schreibart der Morgenländer gemäß sind. Die heilige Schrift ist also nicht für uns, sondern für jene.

Damit sich ein Mensch von gesundem Verstande überzeugen könne, daß die Schrift ein unschmackhaftes Werk sei, darf er sich nur die Mühe geben, sie zu lesen. Er wird hier und da einige schöne Stellen finden; allein welches Buch ist durchgehend schlecht? Hat nicht auch der Koran seine Schönheiten? Die Schrift gibt an manchen Stellen eine schöne Auffassung von Gott, aber auch öfter eine, die seiner ziemlich unwürdig ist. Sie macht ihn aller Arten von Leidenschaften, der Empfindlichkeit, der Reue und der Rachsucht fähig, sie läßt ihn mit der Schlange reden, und mit dem Satan, im Buche Hiob. Er macht sich durch sein Betragen zum Gespötte; er sucht den Adam im irdischen Paradiese! es fehlt ihm besonders an Vorsichtigkeit; oft macht er etwas, und vernichtet es darauf in vielen Stellen; er wählt den Saul und verwirft ihn wieder. Wie unbeständig, wie leichtsinnig! Man lese Jonathans Geschichte. Gott war nur darum erzürnt, weil dieser unglückliche Sohn, der von dem Verbote seines Vaters nichts wußte, im Walde Honig gegessen hatte. Überdies ist die Schrift voll Widersprüche, weil der Verstand des Menschen, der ihr Verfasser ist, sich nicht immer gleich bleiben, und nicht alles gegenwärtig haben konnte. Gott sagt, daß er die Kinder wegen der Sünden ihrer Väter nicht strafen wolle; an einer anderen Stelle hingegen droht er, die Wirkung seiner Rache, ich weiß nicht bis in welches Glied, empfinden zu lassen.

Nimmermehr wird man die Geschlechtsfolge, welches St. Matthäus von Jesu Christo anführte, mit dem im St. Lukas vereinigen können. Der eine Evangelist sagt, daß Jesus Christus um drei, und der andere, daß er um sechs Uhr gestorben sei. Der Vater Mauduit erwähnt in seiner Abhandlung über das Evangelium, daß das ein Fehler des Abschreibers sei; dies ist freilich die vernünftigste Entschuldigung, und das Beste, was man bei dieser Schwierigkeit sagen kann. Die Ausleger finden keine darin, Fehler der Abschreiber in der Schrift zuzugestehen, ohne zu bedenken, daß sie uns dadurch leicht in Versuchung führen könnten, zu glauben, daß die Bibel eben den widrigen Schicksalen, wie alle anderen Bücher in der Welt, unterworfen sein müsse. Wenn die Abschreiber in Absicht der Tatsachen Fehler begangen haben, so wird auch in Rücksicht der Lehrsätze eben das geschehen sein, und unser Glaube soll also von der Nachlässigkeit der Abschreiber abhängen. Die Kirchenväter haben alle diese Schwierigkeiten eingesehen und uns sehr sinnreiche Erklärungen der Schrift gegeben, jedoch zugleich gestanden, daß viel Unterwerfung und Demut dabei erfordert werde.

Der heilige Augustin vergleicht die Schrift mit einem großen Flusse, wo ein Lamm überall eine Furt findet, der Elefant aber nirgends, und daher ersäuft. Allein, jemehr Ehrfurcht man vor der Gottheit hat, desto mehr muß man sich vor der Gefahr hüten, menschliche Erdichtungen für Gottes Wort

zu halten. Ich verachte die Schrift nur darum, weil ich glauben würde, die Ehrfurcht, die ich meinem Schöpfer schuldig bin, zu verletzen, wenn ich ihn auf eine so lächerliche und seiner so unwürdige Art reden und handeln ließe. Es ist abgeschmackt, zu sagen, daß die Wahl der von Gott eingegebenen Bücher von dem Eigensinne der Menschen abgehangen habe.

Ist es nicht unschicklich, daß auch die schlechtesten von unseren heutigen Theologen viel richtiger von Religionsachen reden; als die heilige Schrift selbst? Es ist eine Ketzerei, schlechtweg und ohne Unterschied zu sagen, daß Jesus Christus nicht so groß sei, als sein Vater; dessen ungeachtet drückt sich die Schrift so aus, und Jesus Christus sagt selbst: Pater major me est, der Vater ist größer denn ich. Heißt das nicht, das Volk zum Irrtum verleiten, und hatten die Alten nicht recht, bei dieser Stelle zu behaupten, daß Jesus Christus unter Gott dem Vater sei? Die Schrift ist voll unrichtiger und der reinen Theologie widersprechender Redensarten. Man muß sich nicht wundern, wenn sie Gott mit den Menschen umgehen läßt, da sie uns ihn sogar im Gespräche mit dem Satan, seinem Feinde, vorstellt. Dergleichen Umgang von beider Art ist der Auffassung von Gott gleich stark zuwider. Wird man denn nie müde werden, sich Gott als einen König, als einen Vater, als einen Herrscher vorzustellen? Gott unterhält sich nur mit sich allein; er wohnt in einem unzugänglichen Lichte. Indem er uns bildet, gibt er uns zugleich alle Werkzeuge, die wir zu unseren Handlungen nötig haben, und wir können nicht anders handeln, als nach den Regeln der Bewegung, von denen nur er allein der Urheber sein kann. Was würde er uns also in seinen Unterredungen zu sagen haben, wenn er übrigens auch sogar den Gedanken, den wir von ihm haben können, nicht entgegen sein wollte?

Man behauptet, die Bücher der Evangelisten wären erst nach den Briefen des heiligen Paulus in der Kirche aufgenommen worden. Nichts ist ungereimter, als was uns die Schrift von Jesu Christo sagt, daß er vom Satan versucht worden, der ihn auf einen hohen Berg geführt, ihm alle Reiche der Welt gezeigt, und sie ihm zu geben versprochen hätte. Si cadens adoraveris me, wenn du niederfällst und mich anbetest. Wenn man einen ähnlichen Schwank im Koran lese, so würde man über die Türken spotten; bei uns aber ist das eine der schönsten Sachen von der Welt. Die Versuchung Jesu Christi beweist viel mehr den Ungrund seiner Gottheit, als die Stärke seiner Tugend. Wenn der Teufel, der ein Geist ist, den Sohn seines Schöpfers nicht kennt; wenn er ihn für schwach und ohnmächtig hält; so erlaube man es wenigstens den nicht so, wie der Teufel, erleuchteten Menschen so lange zu zweifeln, bis sie überzeugt sind. Und was will man denn mit dieser Versuchung sagen? Wenn der Teufel den Sohn Gottes kannte, so wußte er, daß er mehr als er, und Herr über alles wäre, was er ihm zeigen konnte, daß folglich seine Anträge unnütz sein würden. Kannte er ihn aber nicht, wo ist alsdann das Verdienst des Sohnes Gottes, der selbst Gott ist, die Geschenke des Teufels auszuschlagen, und der Versuchung nicht zu unterliegen, da er die Quelle aller Tugend ist? Gewiß, dies ist eine sehr unsinnige Schriftstelle.

Die Schrift sagt auf der einen Seite, daß uns Gott verdammen werde, wenn wir seine Gebote nicht halten, und auf der andern, daß wir ohne die

Gnade nichts tun können. Sine me nihil potestis facere; non est volentis, neque currentis, sed miserentis Dei. Ohne mich könnt ihr nichts tun. Zum Laufen hilft nicht schnell sein, Gottes Barmherzigkeit allein ist es. Kann man begreifen, daß Gott uns straft, weil wir nicht getan haben, was wir ohne ihn nicht tun können? Wie! Gott sollte uns hier sagen, daß wir nichts ohne die Gnade tun können, und dort sollte er uns mißhandeln, wenn wir nicht ausgerichtet haben, was wir ohne ihn zu vollbringen nicht im Stande sind? Ja er sollte uns noch dazu zärtliche Vorwürfe machen, und uns sagen, es hätte nicht an ihm gelegen, daß er uns nicht allen nötigen Beistand geleistet habe? Quid potui facere vineae et non feci? Perditio tua ex te Israel. Was habe ich am Weinberge tun können, und habe es nicht getan? Israel, du bringst dich selbst ins Unglück. Welche Widersprüche! Wie wenig kann sich der Mensch in allen seinen Erfindungen verleugnen! Wenn er uns Gottes Macht und unsere Abhängigkeit von ihm zeigen will, so sagt er, daß wir ohne einen besonderen Beistand seiner mächtigen Güte nichts tun können; und wenn er uns von der göttlichen Gerechtigkeit unterhalten will, so legt er die Schuld alles unseres Unglückes auf uns.

Die Schrift erklären, heißt Gott beleidigen. Wenn er geredet hat, so hat er ohne Zweifel gut geredet; wenn sie aber beständiger Erklärungen bedarf, so muß sie nicht Gottes Wort sein, und soll ich den Erklärungen glauben, die mir Menschen von der Schrift geben, so ist es nicht mehr Gott, der mich unterrichtet, sondern es sind die Menschen. Wenn Gott zu uns geredet hat, so ist es nur geschehen, um uns das zu lehren, was wir von uns selbst nicht wissen konnten; die Schrift muß uns also nur darin unterrichten, was wir zu unserer Seligkeit notwendig wissen müssen. Allein was für unnütze Fabeln stehen in der Schrift! Zu sagen, Gott rede, um uns die Geschichte von Hiob, von der Judith, und viele andere, die wir aus den Geschichtsschreibern wissen können, bekannt zu machen! Wie lächerlich, vorzugeben, daß Gott sich selbst die Mühe gebe, zu reden, um uns diese Geschichten zu erzählen! Wenn die Epikuräer über die schlechten Verse spotteten, die aus Delphi kamen, und es tadelten, daß Apoll, der Gott der Dichtkunst, unendlich weit unter dem Homer stände, der doch nur ein bloßer Sterblicher und noch dazu vom Apoll selbst begeistert gewesen wäre; so antworteten die Pfaffen: gerade die schlechten Verse bewiesen, daß sie von einem Gotte herrührten, der sich mit dem edlen Stolze über die Regeln und über die Schönheit des Stils hinwegsetzte. Die Philosophen ließen sich aber damit nicht abweisen, und um die Antwort lächerlich zu machen, führten sie das Beispiel des Malers an, der ein Pferd, das sich mit dem Rücken auf der Erde wälzte, abbilden sollte. Er malte aber ein Pferd in vollem Laufe, und als man zu ihm sagte, das wäre nicht, was man von ihm verlangt hätte, das Bild umkehrte, und dabei ausrief: seht ihr hier nicht ein Pferd, das sich auf dem Rücken wälzt? Auf solche Arten hielten sich die Philosophen über diejenigen auf, die vermittelst einer gewissen umzukehrenden Art zu urteilen, auf ähnliche Weise geschlossen haben würden, Apoll sei ein Gott, die Verse hätten gut oder schlecht sein mögen. Die Deutlichkeit ist die vornehmste Eigenschaft, die eine Schrift haben muß. Man muß darüber erstaunen, daß der menschliche Geist genötigt gewesen sein soll, dem Geiste Gottes in der

Schrift nachzuhelfen, desselben Aussprüche zu mildern, und zu gestehen, dass er sich besser hätte ausdrücken können.

Achtes Hauptstück.

Von Jesu Christo.

Jesus Christus war ein Mensch wie Muhammed. Die lebhafte Einbildungkraft der Einwohner Asiens und Afrikas trug viel dazu bei, sie zur Begeisterung zu erheben, und daher kam es, daß Jerusalem so fruchtbar an Prophezeiungen war. Wenn wir Jesu Christi Verhalten betrachten, so kann man sich unmöglich überreden, daß er das gewesen sei, wofür wir ihn halten sollen. Er ist erschienen, sagt man, uns zu unterrichten, und uns selig zu machen, und dennoch hat er weder das eine noch das andere getan. Er hat uns nicht unterwiesen, er hat auch keinen bekehrt. Er hatte zwölf Apostel, von denen ihn einer verraten hat; die anderen haben ihn verlassen. Sobald ein mächtiger Arm sich seiner Person bemächtigte, behielt die Wirklichkeit über die Einbildungkraft die Oberhand. Hätte Jesus Christus damals Wunder verachtet, so würde er in der Tat die Menschen belehrt haben, er würde nicht blos einige Jünger gehabt, sondern die ganze Erde würde vor ihm gezittert und sich seinem Herrn, der sich gezeigt, unterworfen haben, vorausgesetzt, es wäre möglich gewesen, daß Gott sich zum Menschen machte, um Menschen zu unterrichten.

Man kann es Jesu Christo nicht vergeben, daß er seine Pflicht nicht besser ausgerichtet; denn er hat uns weiter nichts, als einige moralische Sätze gelehrt, welche die Heiden schon vor seiner Zeit auf eine überzeugendere und deutlichere Art vorgetragen hatten. Eine eigentliche Religionlehre hat er nicht gepredigt. Man untersuche die vornehmsten Wahrheiten des Glaubens. Jesus Christus hat nie ein Wort davon gesagt; nie hat er das Wunder seiner Geburt verkündigt, nie von der Dreieinigkeit, den Sakramenten und der Erbsünde geredet, und dies sind doch die vier Punkte, worauf die christliche Religion beruht. Man sage es nur aufrichtig heraus, es ist gewiß, daß Jesus Christus die Menschen nicht unterrichtet hat, und daß seine Reise träumerisch und so unnütz ist, als keine andere; allein die Menschen wollen etwas wunderbares und himmlisches haben. Die Muhammedaner sagen: Muhammed sei bei seinem Leben in den Himmel aufgehoben worden; und die Christen lassen Jesum Christum von dort herunter kommen.

Gott schont also die Menschen sehr, weil er es nicht wagt, ihnen zu sagen, wer er ist. Jesus Christus ist dreißig Jahre auf Erden gewesen, ohne sich jemals erdreistet zu haben, kund zu machen, wer er sei, er hat es nicht eher, als in den drei letzten Jahren seines Lebens zu tun gewagt, und noch dazu niemals deutlich davon gesprochen. Was für ein Spiel! Jesus Christus als Mensch war unumgänglich verbunden, zu sagen, daß er auch Gott sei; sonst hat er ja die Menschen während seines Lebens, vornehmlich die dreißig Jahre über, da er stille schwieg, hintergangen, und er war allein an allen den Entheiligungen schuld, die man dadurch beging, daß man ihm keine von den der Gottheit schuldigen Pflichten erwies, ja ihn zuweilen verachtete. Wie! Gott kommt auf die Welt, und verrichtet daselbst nichts! Und er war doch Mensch

geworden, um etwas zu verrichten. Er hat den Menschen nicht das geringste Denkmal seiner Ankunft, kein Buch, keine Spur hinterlassen. Soll ich mich deshalb auf einige eingenommene Männer berufen, die sogar nur erst ungefähr 400 Jahre nach seinem Tode, in der Kirchenversammlung zu Nicäa ihn für Gott erklärt haben? Meine Vernunft kommt von Gott, sie sagt mir, daß er nur ein Wesen ausmachen kann; und dennoch behauptet man, er bestehe aus Dreien. Soll ich aber glauben, daß es wahr ist, so kann ich doch wenigstens wohl verlangen, daß derjenige selbst, der mir meine Vernunft gegeben, und mich die Unmöglichkeit davon so deutlich einsehen läßt, mir sage, und mich versichere, daß es wahr sei. Er ist auf die Welt gekommen, es uns zu lehren; allein er hat es nicht getan.

Ich darf mich also auf den Bericht einiger Menschen nicht der Gefahr aussetzen, in Abgötterei zu geraten. Das Evangelium sagt: Jesus Christus hat, ehe er gestorben sei, sein Werk vollendet, indes ist doch kein unvollkommeneres zu finden.

Die Menschen sind noch in eben dem Stande, worin sie vor der Ankunft dieses angeblichen Messias waren. Er hat keinen einzigen Punkt unseres Glaubens festgesetzt, und doch hätte er sie vielmehr alle bestimmen sollen, um sein Werk vollendet zu haben. Denn die christliche Religion ist nur erst viele Jahrhunderte nach seinem Tode zu ihrer Vollkommenheit gelangt. Wenn Gott mächtig genug gewesen ist, die Welt ohne jemandes Beistand zu erschaffen, so hätte er auch gewiß die Macht gehabt, die Menschen zu zwingen, ihn vermittelst eines von ihm vorgeschriebenen Dienstes zu verehren. Dieser Dienst, den er von den Menschen gefordert hätte, würde deutlich, der Fähigkeit des ihnen verliehenen Verstandes gemäß, und keiner Verbesserung unterworfen gewesen sein, weil man nur das verbessert, was schlecht geraten ist, und weil Gott, nach meiner Vernunft nichts schlecht machen kann. Gott würde alsdann ausdrücklich auf der Erde erschienen sein, uns diesen wahren Dienst zu lehren; er würde ihn uns auch wirklich gelehrt und einen unveränderlichen Begriff damit verbunden haben, der vor aller Anfechtung und Tadelsucht der Menschen sicher gewesen wäre. Von dem allen finden wir nichts. Die Schrift ist voll Sinnbilder; sie hat Übersetzer und Ausleger nötig. Nein, das kann nicht Gottes Werk sein. Er ist zu vollkommen, als daß er etwas Unvollkommenes hervorbringen könnte.

Wir wollen noch den Fall setzen, Gott hätte uns durch Menschen unterrichten wollen, so würde er sie beeinflußt haben; Jesus Christus hingegen hat seine Apostel in groben Irrtümern gelassen; eine unstreitige Tatsache, die aus der Schrift erhellt. Sie haben alle Fehler begangen, sogar nachdem sie den heiligen Geist empfangen hatten. St. Paulus überzeugte den Petrus von seinen Meinungen. Sie haben folglich alle, ein jeder für sich, falsche Lehren predigen können, und weil sie über Religionsachen in Streit gerieten, so konnten sie den heiligen Geist nicht alle in gleichem Maße empfangen haben.

Eine jede allgemeine Kirchenversammlung hat eine oder die andere neue Glaubenslehre eingeführt; Jesus Christus hatte also seine Arbeit nicht vollendet. Nein, ich wiederhole es, so viele Widersprüche sind nicht Gottes Werk.

Weit entfernt, daß Jesus Christus im Tempel wider die unnützen Opfer

der Juden gepredigt haben sollte, hat er es vielmehr so wie die anderen gemacht. Die heilige Jungfrau und Joseph haben, nebst ihm, am Reinigungtage Opfer gebracht; und er ging an den heiligen Festtagen in den Tempel, um, nebst dem übrigen Volke an den Opfern teil zu nehmen. Gott, der auf der Erde war, die Menschen zu belehren, sagte ihnen nichts, und handelte ebenso wie sie.

Was ist Jesus Christus nach der christlichen Religion? Das zweite Wesen der Dreieinigkeit, dem es gefallen hat, Mensch zu werden, und sich bis zum Kreuzestode zu erniedrigen, um dem gerechten Zorne seines Vaters genug zu tun, um Mittler zwischen Gott und dem Menschen zu sein, um die Sünde unseres Stammvaters zu tilgen, und uns anzuweisen, ihm künftig einen seiner würdigeren Dienst zu leisten. Tot verba, tot errores, so viel Worte, so viel Irrtümer. 1. Man kann nicht sagen, Jesus Christus habe sich mit unseren Sünden beladen wollen, um seinen Vater genug zu tun, ohne bei Jesu Christo einen von dem Willen seines Vaters ganz verschiedenen Willen zuzugeben; er ist also nicht derselbe Gott, hat nicht dieselbe Natur; denn die Verschiedenheit des Willens ist ein Beweis von der Verschiedenheit des Wesens. 2. Man kann sich nicht enthalten, den Vater hier als einen sehr aufgebrachten Mann zu betrachten, den Sohn aber als ein gut geartetes Kind, das alles tut, um ihn zu besänftigen. Wie schwach! wie lächerlich! Was für eine Rolle läßt man Gott spielen! 3. Was würde man von einem Lehrer denken, der mit so weniger Ordnung und Deutlichkeit lehrte, wie Jesus Christus? Was würde man von einem Gesandten urteilen, der seinen Posten mit so wenig Sorgfalt verwaltet? Er hat Wunder getan, sagt man. Wenn ich sie einräume, so würde alles, was man daraus folgern könnte, dies sein, daß er diejenigen, welche die Wunder gesehen, überzeugt haben würde; allein außerdem ist es gewiß, daß er keine verrichtet hat, denn wenn das geschehen wäre, so würde nicht das ganze jüdische Volk seinen Untergang befördert haben: tolle, crucifige eum, weg mit diesem, kreuzige ihn! War er nicht um dieses Volkes willen gekommen? Sollte er nicht eine unzählige Nachkommenschaft belehren, ohne einmal der damals lebenden Menge zu gedenken? Was hat er uns aber zu unserem Unterricht hinterlassen? Eine Kirchengemeinde, das ist, Menschen wir wir, die damals nur eine kleine Anzahl sehr unverständiger Leute ausmachten. Gott hätte den Tod Jesu Christi nicht verordnen können, ohne zugleich die Sünde der Juden, die ihn töteten, zu verordnen.

Wie glücklich ist man, wenn man alle Folgen eines Grundsatzes einsehen kann! Wir lesen im alten Testamente, daß Gott sich mit einzelnen Menschen unterredet hat, und von Moses heißt es sogar, daß er mit Gott wie ein Freund mit dem anderen von Angesicht zu Angesicht, und nicht durch Rätsel gesprochen habe, sicut solet amicus loqui ad amicum a facie ad faciem, et non in aenigmate. Inzwischen hat uns das neue Testament aus dem Irrtum gebracht, und uns belehrt, daß diese Unterredungen durch den Dienst der Engel wären gehalten worden; der vermeinte heilige Geist hat demnach entweder im alten Testamente nicht wahr geredet, oder er lügt im neuen. Wenn diese Alten niemals mit Gott geredet haben, so waren sie also in dem Stücke betrogen, denn sie schmeichelten sich sehr, wirklich mit ihm zu spre-

chen. Unterdessen sprachen sie bloß mit Engeln, die ihre Anbetungen so gut als Gott selbst annahmen.

Der Verfasser der Schrift: Untersuchung der Wahrheit, 5. B. 5. Kap. sagt es verschiedenen Kirchenvätern nach, daß Jesus Christus, weil er die Gebrechen und die Unordnung der Natur vollkommen gekannt, denselben auf die für uns nützlichste und seiner würdigste Art, wie man sichs nur vorstellen könnte, abgeholfen habe. Wie viel Vorurteile in diesen Worten! Sagen, daß Gott der Unordnung der Natur abgeholfen hat, heißt soviel, als sagen, daß Gott die Natur nicht gut gemacht habe. Ein Künstler bessert nichts an seinem Werke, als wenn er etwas daran unvollkommen findet. Hätte er es gleich mit einem Male gut gemacht, so hätte er nichts daran ändern dürfen. Und überdies, was hat denn Jesus Christus in der Welt verbessert? Die Menschen sind, man sage was man will, noch ebenso, wie sie sonst waren. Die heidnischen Weltweisen haben uns eine viel reinere Moral als Jesus Christus gelehrt, wie aus Ciceros Schrift von den Pflichten erhellt. Eine Vermittlung setzt gegenseitige Schwachheit bei beiden Teilen voraus; man kann also nicht sagen, daß Jesus Christus der Mittler zwischen Gott und Menschen sei, ohne eine Unvollkommenheit nicht nur bei uns, sondern auch bei Gott zuzugeben. Die Katholiken vergessen zuweilen ihre Grundsätze, und sehen nicht alle Folgen davon ein. Jesus Christus hat uns nicht mit seinem Vater, als des ersten Wesens der Dreieinigkeit, sondern mit Gott ausgesöhnt. Er ist der Mittler zwischen Gott und uns. Nun ist aber Jesus Christus ebensowohl Gott, als sein Vater; folglich kann er nicht Mittler, in Rücksicht Gottes sein, weil er sonst sein eigener Mittler sein würde. Es ist lächerlich und dem Begriffe von Gott zuwider, wenn man sagt, daß er durch Opfer besänftigt werden könne. In den Augen Gottes ist der Verlust eines Tieres beim Opfer für nichts zu achten; allein die Menschen urteilen von Gott beständig nach sich selbst. Wenn sie sind beleidigt worden, so werden sie durch die Rache befriedigt, die ihren Feind schwächt und manchmal zu Grunde richtet. Da sie nun glaubten, Gott erzürnt zu haben, und ihn doch nicht an ihrer eigenen Person sich rächen lassen wollten, so hielten sie dafür, daß sie ihm Tiere an ihrer Stelle opfern müßten; allein Gott verlangt die Erhaltung, und nicht die Zerstörung seiner Werke.

Das Opfer Jesu Christi hat überdies etwas viel Unwürdigeres und allen göttlichen Eigenschaften weit mehr Entgegengesetztes an sich, als die heidnischen Opfer. Die Menschen lassen Gott Komödie spielen. Länger als viertausend Jahre lassen sie ihn Opfer von Tieren fordern; hernach aber ihn sagen, daß tierische Opfer sehr unnütz wären, und daß er allein das Opfer seines Sohnes verlange. Im alten Gesetze hatte er nichts davon gesagt; die Apostel verkündigten es im neuen. Welch ein schönes Geheimnis, den Abscheu und die Verachtung, die das Volk natürlicher Weise für einen Gehangenen empfindet, aus der Seele des Volkes zu vertreiben! Und auch das Opfer des Kreuzes selbst ist eine wahre Komödie. Jesus Christus hat als ein Mensch unter Pontius Pilatus gelitten, passus sub Pontio Pilato. Er ist auch als Mensch gestorben. Nun ist es aber ein Glaubenspunkt, daß Jesus Christus in dem Augenblicke der Vereinigung der Menschheit mit dem Worte zur höchsten Seligkeit gelangt sei. Alle Kirchenväter belehren uns,

es hätte mit Macht verhütet werden müssen, daß die Herrlichkeit Jesu Christi nicht auf das Volk zurückgestrahlt, und daß die Verklärung, anstatt ein Wunder zu sein, vielmehr nichts anderes, als ein unterbrochenes Wunder wäre. Wie hat denn nun Christus am Kreuze leiden können? Und wenn er nicht gelitten hat, wie sind wir denn erlöst worden? Antwortet man darauf, es sei nur gleichnisweise geredet, wenn man sage, Christus habe gelitten, sowie auch die Schrift nur im bildlichen Sinne erwähne, daß den Höchsten etwas gereut hätte; so wird man sehen, daß die ganze christliche Religion gar nichts wesentliches hat, daß sie ganz bildlich ist und folglich nur in der Einbildung ihrer Anhänger besteht. Man läßt Gott alles tun, was er kann, die Menschen selig zu machen. Quid potui facere vineae meae, et non feci? Was konnte ich meinem Weinberg tun, und habe es nicht getan? Man läßt ihn Mensch werden; man läßt ihn leiden. O wenn er gewollt hätte, so wären wir selig geworden; denn Gottes Wille kann nicht anders als wirksam sein. Gott wollte uns aber auf solche Art nicht selig machen; also spielen die Theologen Komödie. Sie werden nimmermehr diese Schwierigkeit anders als durch Worte ohne Beweise auflösen können.

Wenn sich Jesus Christus gleich nach seiner vorgeblichen Auferstehung dem jüdischen Volke gezeigt hätte, so würde aller Streit ein Ende gehabt haben. Man kann nicht begreifen, warum Jesus Christus über 40 Tage nach seiner Auferstehung auf der Erde geblieben ist, und sich vor dem Volke verborgen gehalten hat. Er war bloß darum auf die Erde gekommen, die Menschen zu unterrichten und ihnen seine Gottheit kund zu tun; nichts wäre leichter gewesen, er hätte sich nur dem Volke zeigen dürfen, und es würde ihn ohne Zweifel sogleich erkannt haben. Ist es nicht lächerlich, daß er seinen Jüngern befohlen hat, seine Auferstehung zu verkündigen, und zu sagen, daß sie Zeugen davon wären? Warum ließ er sich nicht öffentlich sehen? Das Volk mußte er zu Zeugen haben. Dadurch allein wäre es von seiner Gottheit überzeugt worden. Welche Komödie wird mit dem Leben, dem Tode und der Himmelfahrt Jesu Christi gespielt! Er hält sich dreißig Jahre verborgen; wie schön beobachtet er sein Unerkanntsein!

Er mußte sterben, um wieder aufzuerstehen, er war gekommen, um wieder von dannen zu gehen. Was sind doch drei Jahre des Unterrichts, und noch dazu was für eines Unterrichts? Eine gute Anlage im Menschen von seiner Schöpfung an, würde mehr wert gewesen sein. Es kam allein auf Gott an, sie ihm zu geben. Sie würde ihm nicht mehr gekostet haben, als eine künftige Menschwerdung des Wortes. Er hätte dann seinen einzigen Sohn vor vielen Leiden und kleinen Kränkungen behütet, die er dreiunddreißig Jahre lang auf der Erde ausgestanden hat, und vornehmlich ihm den Schmerz und die Schmach einer unnützen Hinrichtung erspart. Die Menschen haben mehr dergleichen lustige Schauspiele aufgeführt. Sie lassen die Jungfrau zum Scheine sterben und einige Augenblicke hernach wieder auferstehen. Sie lassen sie gen Himmel fahren; allein sie hätten sie doch mit gewissen Feierlichkeiten sterben lassen sollen. Wenn Jesus Christus gekommen ist, um sich zu erkennen zu geben, warum hat er es nicht getan? Und wenn er nicht gekommen ist, sich zu offenbaren, warum ist er denn gekommen? Kann der Schmerz einen Gott mehr ehren, als die Freude? Warum behauptet man denn, daß

Gott durch Jesu Christi Leiden sei geehrt worden? Ist er nicht eben sowohl der Urheber des Vergnügens als des Schmerzes? Die Begierde und der Hang der Menschen sich zu erheben, macht, daß da sie Gott immer nach sich selbst beurteilen, sie einen Sohn Gottes annahmen, ja sich sogar schmeichelten, daß Gott sie nach seinem Bilde und ihm ähnlich gemacht habe.

Man hat in allen Religionen, bei manchen besonderen Veranlassungen immer gesagt: Expedit unum mori pro populo, es ist gut, wenn einer für das Volk stirbt. Als bei den Römern der Hüter der heiligen Hühner, welcher dem Papirius eine falsche Wahrsagung gebracht hatte, durch einen Pfeil war getötet worden, und man nicht wußte, woher dieser gekommen war; so rief der Konsul Papirius, der ohne Zweifel mehr Teil an diesem Vorfall hatte, als die Götter, laut aus: die Götter sind hier gegenwärtig; der Verbrecher ist gestraft; sie haben ihren Zorn auf den, der ihn verdiente, fallen lassen; wir haben nun alle Ursache, das Beste zu hoffen. Er ließ auch alsbald das Zeichen zum Angriff geben und trug einen vollständigen Sieg über die Samniter davon. – Warum haben die Apostel erst die Himmelfahrt und das Pfingstfest abgewartet, um die Auferstehung Jesu Christi zu predigen, da man sagen konnte: hier ist sie? Quid potui facere tibi vineae meae et non feci? Was konnte ich an dir, meinem Weinberge tun, und habe es nicht getan? Jesus Christus hat alles getan, um zu verwirren, und die leichtesten Mittel vernachlässigt.

Die Propheten, sagt man, haben verkündigt, er würde von einer Jungfrau geboren werden. Er ist auch, wie man sagt, von einer Jungfrau geboren worden; wer konnte aber erraten, ob sie wirklich Jungfrau war? Sie hatte einen Mann, der Witwer war und Kinder gehabt hatte. Es ist zu bewundern, daß die Väter im Ernste sagen: das sei geschehen, um den Teufel zu betrügen. Wenn nun aber der Teufel, der so listig ist, selbst nicht erraten konnte, daß Jesus Christus der Messias sei, wie haben es denn die Juden erraten sollen? Die Prophezeiungen waren also ziemlich dunkel, weil der Teufel selbst nicht daraus klug werden konnte. Da sehen wir also, auf was für eine menschliche Art Jesus Christus und die Apostel eine neue Religion einzuführen anfingen. Sie haben sie aus der alten gezogen, non veni solvere, sed ad implere, ich bin nicht gekommen aufzuheben, sondern zu erfüllen; und obgleich bei Jesu Christi Tode alles vollendet, und die Synagoge zu allen Teufeln war, so gingen dessen ungeachtet alle Apostel und neuen Christen in den Tempel, ebenso zu Gott zu beten, wie die Juden. Wenn sie predigten, sagten sie noch immer: Deus Abraham, Deus Jsaac et Jacob. Petrus autem et Johannes accedebant in templum ad horam orationis nonam. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Petrus aber und Johannes gingen in den Tempel um die neunte Stunde des Gebets. Der Lahme, den sie gesund machten, ging nicht in eine Kirche, Gott zu danken, sondern er trat mit den Aposteln in den Tempel, cum illis in templum. Wenn die christliche Religion siebentausend Jahre dauert, so wird man alsdann einen gewissen Beweis ihrer Falschheit haben; denn St. Petrus sagt, wenn er vom Tode Jesu Christi und vom Pfingstfeste spricht: Hoc est quod dictum est per prophetam Joel, et erit in novissimis diebus; effundam de spiritu meo super omnem carnem. Das ist es, was durch

den Propheten Joel gesagt ist: in den letzten Tagen will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch. Man wird aber sehen, daß das nicht geschehen ist in novissimis diebus, in den letzten Tagen. Sehen wir es nicht auch? Denn, kann man sagen, daß das, was siebzehnhundert Jahre vor dem Ende der Welt geschieht, sich am Ende zuträgt?

Man sagt uns, das mosaische Gesetz sei ein strenges Gesetz, das neue aber ein Gesetz der Liebe. Das Beispiel des Ananias und der Saphira beweist aber das Gegenteil. Denn als drei Stunden nachher Saphira kam, warum fragte St. Petrus sie: Dic mihi, mulier, si tanti agrum vendidistis? Sage mir, Weib, habt ihr den Acker so teuer verkauft? War es an dem Beispiel des Ananias nicht genug? Muß man nach dem Gesetze der Liebe töten? Vielmehr hätte er zu ihr sagen sollen: Gutes Weib, lügt nicht, Gott hat nur erst euren Mann gestraft. – Warum hat Jesus Christus niemals befohlen, ihn anzubeten? Er sagt vielmehr, daß man seinen Vater anbeten soll. – Sic Deus diligit mundum, ut filium suum unigenitum donet. Also Gott hat die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Wem gab er ihn? Gott hat also die Welt mehr geliebt als seinen Sohn.

Neuntes Hauptstück.

Von der Kirche und den Kirchenversammlungen.

Die Kirche ist nichts anderes, als eine Gesellschaft von Menschen. Es gibt so viele Kirchen, als verschiedene Religionen. Wenn ich die katholische für die einzige wahre Kirche ansehen soll, so frage ich, was sie für ein Kennzeichen hat, um dessentwillen ich sie dafür halten soll. Die katholische Kirche gibt sich für untrüglich aus; das muß sie mir aber beweisen. Sie kann nicht untrüglich sein, weil alle Dinge eine unendliche Verknüpfung miteinander haben; und daher kommt es, daß man anstatt unfehlbare Kenntnis bei ihr zu finden, vielmehr tausend Widersprüche in ihren Aussprüchen antrifft.

Es sind Bullen vorhanden, worin diejenigen, welche das Dasein der Gegenfüßler behaupten, in den Bann getan werden. Zwar macht man die Einschränkung und sagt, die Kirche sei nicht in Tatsachen, sondern nur im Rechte unfehlbar. Allein man sieht, daß diese Unterscheidung von der Schwachheit der Kirche herrührt. Man behauptet, daß sie in Tatsachen trüglich sei, weil man sie sonst leicht der Falschheit überführen könnte; denn Tatsachen lassen sich beweisen, da hingegen in Absicht des Rechtes ein jeder seine Meinung hat. Die Kirche sollte in Tatsachen unfehlbar sein. Es ist eine Tatsache, daß Jesus Christus gekommen ist. Es ist nicht mehr, nicht weniger eine Tatsache, daß der heilige Geist von so vielen Evangelien, die anfangs vorhanden waren, nicht mehr als vier eingegeben hat. Wenn die Kirche in Tatsachen sich irren kann, so habe ich Ursache zu zweifeln, ob es eine Schrift und einen Jesus Christus gibt.

Die Kirche hat kein offenbares Merkmal, wodurch sie von anderen Versammlungen unterschieden wird; und ein solches Kennzeichen wäre doch notwendig. Sind nicht die Menschen, einer wie der andere ein Werk Gottes? Welche Eitelkeit, oder vielmehr welche Schwachheit zu glauben, daß er diese mehr, als jene liebt? Nach dieser schönen Aufstellung kann man sich nicht

enthalten, sich Gott wie eine verblendete Mutter vorzustellen, die eine unvernünftige Vorliebe für einige ihrer Kinder hat.

Die Kirchenversammlungen sind ein Beweis von der Falschheit der Religion; denn was ist eine solche Beratung? Eine Versammlung von Menschen, die nach einem starken Wortwechsel, unter sich eins werden, der übrigen Welt diesen oder jenen Satz als eine von Gott geoffenbarte Wahrheit vorzustellen. Es kommt also lediglich auf die Einbildung der Menschen an, zu erklären, was geoffenbarte Lehrsätze sind.

Sind wir vernünftig, wenn wir anderen Menschen solche Gewalt über unsere Vernunft zugestehen? Gewiß nicht. Da die christliche Religion in allen folgenden Jahrhunderten sich weiter ausbreiten sollte, so mußte sie in allen Teilen gewiß sein, und alles hätte durch den Messias festgesetzt worden sein müssen. Das Gegenteil ist ein Beweis von der Schwachheit des Menschen, der nicht allem zuvorkommen kann. Wenn der heilige Geist, wie man vorgibt, den Konzilien vorstände, so würde man nicht so viele Parteien und Zwistigkeiten dabei antreffen; sie würden auch nicht so lange dauern. Warum sollte denn der heilige Geist eher bei einer allgemeinen als bei einer besonderen Versammlung gegenwärtig sein wollen? Hat er nicht für ein Volk Teilnahme genug? Wie viele Menschen müssen denn beisammen sein, um ihn anzuregen? Woher kommt es also, daß Jesus Christus gesagt hat: ubi erunt duo aut tres in meo nomine congregati, ibi sum in medio eorum? Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Die alten Konzilien waren nicht so viel wert, als eine einzige Versammlung unserer Geistlichkeit; jene waren aber untrüglich, und diese sind es nicht. Auch die Volks-Kirchenversammlungen rühmen sich, vom heiligen Geiste erleuchtet zu sein.

Da Gott bei seinen Handlungen immer die einfachsten Mittel erwählt, warum läßt man ihn denn so viele Geheimnisse suchen? Er nimmt sich die Mühe, Mensch zu werden, und lehrt uns nichts; er hat seine Apostel bei sich, und läßt sie so dumm zurück, wie sie vorher waren. Kirchenversammlungen, das ist: Menschen lehren uns, was wir glauben sollen. Nachdem sie zuvörderst tüchtig unter sich gestritten, ohne jedoch über das geringste eins werden zu können, erklären sie sich endlich, aus Behutsamkeit, auf eine zweideutige Art, wodurch oft beide Teile Recht behalten. Nein, so spricht Gott nicht. Die Eingebung, oder der Beistand, den der heilige Geist der Kirche leisten soll, ist nichts als eine bloße Einbildung. Wenn der heilige Geist die Kirche erleuchtete, so würde man in derselben nicht so viele Mißbräuche und widersprechende Dinge sehen; sie würde niemals Leute in den Bann getan haben, welche glaubten und behaupteten, daß unter unseren Füßen andere Menschen wären. Man würde nicht so viele Bullen finden, die eine der anderen entgegen sind. Man würde nie zwei Päpste gesehen haben, die einander in den Bann taten, und was noch lustiger ist, Heilige von beiden Teilen dieser beiden Päpste. Man würde auch in den Kirchenversammlungen nicht mit solcher Hitze und Hartnäckigkeit streiten, wenn man daselbst nichts ohne Eingebung des heiligen Geistes vornähme. Mit einem Worte, man würde gewiß nicht in der Kirche alle die ähnlichen Gebrechen wahrnehmen, die bei anderen Sekten, sie heißen wie sie wollen, stattfinden. Jesus Christus hat

seine geistige Gegenwart nicht bloß den allgemeinen Konzilien, sondern auch den geringsten Gesellschaften versprochen: ubi erunt duo aut tres etc. wo zwei oder drei versammelt sind usw.

Welche Eigenliebe, zu glauben, daß uns Gott vorzüglich zu seinem besonderen Volke gewählt, und daß andere Menschen nicht dieselbe Gemeinschaft mit ihm haben! Auch das Vorgehen, daß Gott die Familie Abrahams auserſehen hätte, das ganze jüdische Volk auszumachen, ist ebenfalls eine seltsame Wirkung von dem Eigendünkel dieses Volkes. Bei jedem Anfange einer Monarchie trifft man immer etwas Fabelhaftes an, und der Himmel pflegt sich allemal dabei ins Spiel zu mischen.

Geld nehmen, um für Tote zu beten, und große Einkünfte aus einem Irrtum ziehen, ist ein unheiliger Betrug und eine frevelhafte Auflage, womit man das unwissende und blinde Volk belastet. Gott ist eifersüchtig, sagt die Schrift. Ich will diesen Ausdruck hier nicht beurteilen, allein ich frage nur, warum legen die Katholiken den Heiligen Vollkommenheiten von Gott selbst bei, oder scheinen es doch zu tun? Ohne von der Verehrung zu reden, die sie ihnen widmen, richten sie auch ihr Gebet an sie, gleichsam als wenn die Heiligen sehen könnten, was in dem menschlichen Herzen vorgeht. O nein, sie haben darum ihre Natur nicht geändert, weil sie Heilige sind, und Gott teilt mit niemand seine Unermeßlichkeit und die übrigen Eigenschaften seines göttlichen Wesens. Wenn Christen nach China kommen, so lachen sie über die Ehrenbezeigungen, die man dem Standbild und den Bildnissen des Konfutse erweiset. Die Chinesen hingegen lachen ihrerseits, wenn sie vor den Bildern der Heiligen opfern sehen und Litaneien singen hören, wobei man paarweise wandelt; kurz, wenn sie bei uns Dinge sehen, die uns heilig scheinen, ihnen aber ganz abgeschmackt vorkommen, so wie sie uns selbst dünken würden, wenn wir nicht daran gewöhnt wären. Nur der Stolz der Gelehrten hat so viele neue und verwickelte Fragen in die christliche Kirche eingeführt, und das Volk gezwungen, ihre Meinungen für alte Offenbarungen anzunehmen, obgleich im Altertum keine Spur davon anzutreffen ist; hingegen hat die Habsucht und die Ehrbegierde einiger anderen die Lehrsätze aufgebracht, die ihren zeitlichen Vorteilen günstig sind. Der römische Hof erregt Ehrfurcht vor dem Ablaß und den Austeilungen; man höre einmal auf, sie zu kaufen, so wird man uns bald vorpredigen: Gott nehme keinen Menschen von der Beobachtung seines Gebots und des von dem heiligen Geiste seiner Kirche vorgeschriebenen Gesetzes aus.

Ein redlicher Indianer kommt in Europa an. Er erhebt seine Stimme, und fragt alle Menschen: Wer wird mich von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung überzeugen? Wer von euch hält sich für unfehlbar? Die römische Kirche erscheint; ich, sagt sie, bin unfehlbar! Der Indianer schickt sich an, sie weiter zu hören; vorher aber fragt er sie: was für einen Beweis sie ihm von der Unfehlbarkeit geben könne, mit der sie sich schmeichle? Die Schrift ist mein Beweis, antwortete die Kirche. Was ist das, die Schrift? erwidert der Indianer. Ein von Gott eingegebenes Buch, sagt die Kirche. An welchem Merkmal erkenne ich das? fragt nochmals der Indianer. Ich selbst, antwortet die Kirche, ich selbst versichere euch das. – Was soll nun der Indianer tun, wenn er eben so verständig als redlich ist? Darf er wohl

noch weiter fragen?

Verschiedene Gemeinden der römischen Kirche werfen einander vor, daß ihre Lehre verfälscht und ketzerisch sei. Alle sind nicht über den Punkt eins, wer eigentlich die Macht habe, die Glaubenslehren zu bestimmen und kund zu machen: ob der Papst, oder das allgemeine Konzilium? Oder ob weder der eine, noch der andere Teil, jeder für sich allein betrachtet, sondern beide, der Papst und das Konzilium zusammen, dazu befugt sind? Wenn alles dieses gewiß wäre, wie viele Schwierigkeiten würde man dabei nicht antreffen? Die Kirche macht Anspruch auf die Ehre, katholisch, das ist allgemein zu sein; allein sie ist doch nichts als nur eine sehr kleine Versammlung in Rücksicht auf diejenigen, die außer ihrem Schoße sind; und Jesus Christus hat seine Gemeinde selbst eine kleine Herde, pusillum gregem, genannt. Man sage also nicht, daß die, welche sie nicht kennen, sich absondern; denn man kann die Kirche vielmehr selbst des Absonderns beschuldigen. Irrtümer entstehen nicht plötzlich; die Kirche hat sich auch erst nach und nach gebildet, und die Geheimnisse waren ehemals nicht so zahlreich, als heutigen Tages. Gott würde sich so nicht verhalten haben, wenn er wirklich eine Lehre geoffenbart hätte. Die Fortschritte der Kirche sind ganz menschlich. Man fing an das Volk zu einer Zeit zu verführen, da man keine gedruckten Bücher hatte, da die Einbildungkraft allein herrschte, und die ausschweifendsten Träume Anhänger fanden. Die Verschiedenheit der Meinungen war nach dem Geschmacke des damaligen Jahrhunderts.

Gleich Anfangs verführte man durch den äußerlichen Schein der Uneigennützigkeit und durch eine Lehre, die etwas Wunderbares an sich hat. Weit entfernt, daß das Volk eine seinen Sinnen widersprechende Religion nicht annehmen sollte, ist sie vielmehr eben um dieses Punktes Willen nach seinem Geschmacke; sie würde nichts Wunderbares an sich haben, wenn sie nicht die Sinne empörte. Man sehe die Sache an, von welcher Seite man will, genug, das Volk muß etwas Wunderbares haben, es mag nun den Sinnen schmeicheln, oder nicht. Es liebt das, was über seine Begriffe erhaben zu sein scheint, und glaubt, daß man ihm einen höheren Rang gibt, wenn man etwas sagt, das es nicht begreift. Man stellte ihnen zwar einen Gekreuzigten vor; allein dieser Gekreuzigte hatte, wie man ihm sagte, Wunder getan, er war auferstanden und gen Himmel gefahren, er war Gott, und nur um der Menschen willen in diesen elenden Zustand geraten. Auf diese Art erwarb man sich das Mitleiden und die Leichtgläubigkeit des Volkes, das zum Nachdenken und Untersuchen unfähig ist; die Prediger sprachen mit Eifer, und weil sie es so oft sagten, glaubten sie vielleicht zuletzt selbst, die Wahrheit zu sagen. Der Tod, den sie mit Standhaftigkeit litten, erweckte das Mitleiden und Vertrauen des Volkes. Die Verehrung, die man der Asche der Heiligen erwies, schmeichelte seiner Eitelkeit. In der Folge nahmen einige Männer von Verstande diese Religion an, entweder aus Unbeständigkeit, oder um Sonderlinge zu sein, oder aus einer gewissen Begierde, bei einer Neuerung sich hervor zu tun, oder auch, weil sie das Lächerliche ihrer bisherigen Religion einsahen. Oft stürzt uns die Furcht vor einem Übel in ein ärgeres. Ebenso haben Könige bei gewissen besonderen Umständen, aus Begierde eine Schlacht zu gewinnen, das Versprechen getan, die christliche

Religion anzunehmen; und wenn dieses Gelübde ihren Eifer im Streite erweckt hatte, so wurden die Soldaten durch ihr Beispiel dergestalt zum Kampfe angefeuert, daß die über ihren erneuerten Mut erstaunten Feinde sich überwunden sahen.

Mit einem Worte: damals, als die Könige zum Christentum traten und ihre Völker ihnen mit Eifer nachfolgten, ist die Kirche mächtig geworden und hat nach und nach die äußere armselige Gestalt abgelegt, die sie um des Volkes willen angenommen hatte. Die geistlichen Häupter glaubten verbunden zu sein, wie die Könige zu leben, die sich, als sie ihre Lehre annahmen, auch ihrem Eigensinn unterwarfen. Endlich bemeisterte sich die Kirche Roms und schmeichelte sich berechtigt zu sein, über die ganze Erde zu herrschen; denn es gibt nichts, wozu eine erhitzte Einbildungkraft nicht fähig wäre. Selbst die Zauberer glauben wirklich nach dem Blocksberg zu reisen.

St. Paulus, der durch einen Zufall mit dem Pferde stürzte, glaubte die Stimme Jesu Christi zu hören, die ihn zur Rede setzte, warum er seine Jünger verfolgte. Die Furcht, die ihn überfällt, macht, daß er etwas zu hören glaubt, was er in der Tat nicht hört. Aus einem Verfolger wird er ein Apostel und predigt das Evangelium, vielleicht im besten Wohlmeinen. In der Folge verleitet ihn seine erhitzte Einbildungkraft zu glauben, er sei in den dritten Himmel entzückt worden; ja, er schmeichelt sich, daß ihn Jesus Christus persönlich unterrichte. Er rühmt sich dessen bei seinen neuen Glaubensgenossen, die ihn sogleich als eins ihrer ersten Häupter betrachten. So ward derjenige, welcher bei Lebzeiten Jesu Christi nie Verlangen getragen hatte, ein einziges seiner vermeinten Wunder zu erforschen, plötzlich durch einen Fall bekehrt, und verwandelte die Schande, ein schlechter Reiter zu sein, in ein Wunderwerk. Freilich hat es noch nie etwas lächerliches gegeben, das nicht seine Anhänger gefunden hätte, welches billig diejenigen demütigen muß, für welche der Beifall der Menschen so schmeichelhaft ist.

Die heidnische Religion war ehemals über den ganzen Erdboden ausgebreitet, und sie erhält sich noch in den weitläuftigen Ländern des Morgenlandes. Ich will nur ein Dutzend Menschen nehmen und ihnen einbilden, nicht die Sonne leuchte uns und mache Tag; dann zweifle ich nicht, daß nicht allein diese zwölf Menschen, sondern ganze Völker mir Recht geben werden. Ein Gedanke sei noch so lächerlich, man muß nur das Mittel ausfindig machen, ihn eine zeitlang zu behaupten, so wird er alt und ist hinlänglich bewiesen. Auf dem Parnaß war eine Öffnung, aus welcher ein Dampf hervorkam, der die Ziegen zum Tanzen brachte, und der in den Kopf stieg. Es kann sein, daß einmal einer, der davon schwindlig geworden, allerhand zu schwatzen anfing, ohne zu wissen, was, und daß zufälliger Weise etwas wahres darunter gewesen ist; gleich muß etwas göttliches in dieser Ausdünstung sein; sie enthält die Wissenschaft des Zukünftigen, und man fängt an, sich der Öffnung nicht anderes, als mit Ehrfurcht zu nahen. Nach und nach werden gewisse Förmlichkeiten dabei angeführt. Auf diese Art entstand das Orakel zu Delphi; und da es seinen Ursprung aus einer heiligen den Kopf benebelnden Ausdünstung hatte, so mußte auch die Pythia schlechterdings in Erregung geraten, um prophezeien zu können. Es darf aber nur erst ein Orakel im Gange sein, so kann man leicht denken, daß ihrer tausend aufkommen wer-

den; denn wenn die Götter dort reden können, warum sollten sie es nicht auch hier? Das von dem wunderbaren der Sache eingenommene und nach dem davon gehofften Nutzen begierige Volk, wünscht nichts mehr, als an allen Orten Orakel entstehen zu sehen; und hernach kommt zu allen diesen Orakeln noch das Altertum hinzu, welches ihnen die besten Dienste leistet. Zu dem allen muß man auch noch hinzurechnen, daß zur Zeit der ersten Einführung sowohl der Götter, als der Orakel, die Unwissenheit noch viel größer war, als in der Folge. Die Philosophie war damals noch ungeboren, und die ausschweifendsten Arten des Aberglaubens hatten noch keinen Widerspruch von ihr zu befürchten. Es ist zwar wahr, daß der gemeine Mann niemals sehr aufgeklärt ist; indessen läßt doch die Rohheit, die überhaupt sein unterscheidendes Kennzeichen ausmacht, einigen Unterschied nach den Jahrhunderten zu. Wenigstens gibt es deren, wo alles Pöbel ist; und solche Zeiten sind unstreitig zur Einführung von Irrtümern die günstigsten. Auf solche Art hatte Alexander, dessen Leben uns Lucian so angenehm beschreibt, die Griechen so lange Zeit mit seinen Schlangen zum Besten. Ehe er seine feierlichen Handlungen anfing, rief er: Die Christen heraus! Worauf das Volk wie in einer Art von Chor antwortete: Die Epikuräer heraus! Nach dem Strabo gab es in allen Religionen nichts lustigeres, als die Wallfahrten, besonders die, welche um die Zeit gewisser Feste zum Serapis angestellt wurden. Man sollte nicht glauben, sagt er, wie viele Menschen auf dem Kanal bei Alexandrien nach Canopus oder Canapus, wo dieser Tempel ist, hinunterfahren. Tag und Nacht sieht man nichts als Schiffe voll Männer und Weiber, die Gesänge anstimmen und sich mit aller möglichen Freiheit belustigen. An dem Kanal liegen unzählige Wirtshäuser, wo die Reisenden einkehren und alle Bequemlichkeit zu ihren Ergötzungen finden. Daher scheint auch der Sophist Eunapius, ein Heide, diesen Tempel sehr zu bedauern und beschreibt uns das unglückliche Ende desselben mit ziemlicher Bitterkeit. Er sagt, daß Leute, die nicht einmal vom Kriege reden gehört, sich dennoch sehr tapfer gegen die Steine des Tempels und hauptsächlich gegen die reichen Opfer, womit er angefüllt gewesen, bewiesen hätten; daß man in diese heilige Örter Mönche gelegt hätte: ehrlose und unnütze Leute, die, wenn sie nur ein schwarzes und schmutziges Kleid trügen, eine herrschsüchtige Gewalt über die Gemüter der Menschen sich anmaßten; und daß diese Mönche anstatt der Götter, welche man dort nach dem Lichte der Vernunft sähe, Köpfe von Räubern, die wegen ihrer Verbrechen hingerichtet worden, zur Anbetung aufstellten, nachdem man sie vorher eingesalzen hätte, damit sie dauern sollten. — So geht dieser Schriftsteller mit den Mönchen und mit den Heiligtümern um.

Die Kirche ist unumschränkte Gebieterin über den Glauben, und unterwirft sich nur zum Schein dem Ansehen der Schrift. Da die Kirche dem alten Gottesdienste so viel zugesetzt und abgenommen, als ihr beliebt hat; so ist sie auf ein Mittel gefallen, wodurch sie das, was sie getan, behaupten kann, ohne der Schrift zu nahe zu treten. Indem sie nämlich lehrt, daß die Kirche der heiligen Schrift unterworfen sei, gibt sie zu gleicher Zeit vor, daß es der Kirche zukomme, die Schrift auszulegen. Die Schrift kann also nichts sagen, als was der Kirche gefällt sie sagen zu lassen, und jene hat nur einen

leeren Namen von Ehre und Ansehen, da hingegen diese die oberste Gewalt und die vollkommenste Unabhängigkeit besitzt. Es ist damit eben so, wie mit den gesetzlichen Verordnungen einer königlichen Ratsversammlung beschaffen. Es kommt auch den Christen gar nicht einmal zu, die Schrift weder zu prüfen noch zu lesen; die Kirche wird sie schon an ihrer Stelle lesen und untersuchen und ihnen sagen, daß das, was sie lehrt, aus der Schrift genommen sei, daß es ihnen bloß gebühre zu glauben, und daß sie, wenn sie nicht glauben, verdammt werden. Vortreffliches Mittel, dessen sich die Kirche bedient, damit wir dem folgen sollen, was sie uns lehrt! Sie will also nur nach der von ihr selbst ausgelegten Schrift gerichtet sein. Sie ist gleichsam ein Mensch, der sich dem Gesetze unterwirft, aber dabei verlangt, daß kein anderer, als nur er allein, dies Gesetz erklären und untersuchen, ja nicht einmal lesen dürfe. Die Schrift ist also gänzlich der Kirche unterworfen, weil sie der Überlieferung, die lediglich von der Kirche abhängt, unterworfen ist. Wie unglücklich waren die Reichen in den ersten Zeiten der Kirche und nach dem Evangelium, und wie glücklich sind sie heutigen Tages nach dem Verfahren der Kirche! Denn wenn jetzt ein Reicher stirbt, so betet die ganze Kirche für ihn und legt Trauerkleider an. Die Priester schreien sich heiser, und die Kerzen werden nicht gespart. Überall liest man Messen, versteht sich für bares Geld; und gleichsam als wenn das Opfer Jesu Christi nicht für einmal genug wäre, so wird es einige tausendmale erneuert. Stirbt hingegen ein Armer, so sieht man ihn für einen Hund an; ein elendes hölzernes Kreuz macht das ganze Leichengepränge aus. Man wirft ihn in einen Winkel des Kirchhofes, und nun lauf, wohin du willst! Nicht einmal das geringste Gebet für seine Seele! Er hat kein Geld, so etwas zu bezahlen. – Das heißt genug gesagt!

Zehntes Hauptstück.

Von den Kirchenvätern.

Die Nachwelt pflegt die marmornen und anderen Denkmäler des Altertums heilig zu halten, und wir haben natürlicher Weise Ehrfurcht vor dem, was so lange vor uns gewesen ist. Wie viele geschickte Leute gibt es nicht, die in unseren Tagen mit größerer Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, Nachdruck, richtigerer Urteilskraft und Schärfe geschrieben haben, als ein Augustin und Hieronymus! Dessen ungeachtet lege man auf die allgemeine Waage den Namen des Augustinus in die eine und die Namen einiger neueren in die andere Schale; gewiß wird viel daran fehlen, den einzelnen Namen des ersteren steigen zu sehen. Indessen waren die Kirchenväter doch nur Menschen wie andere; ihre Schriften sind voll Irrtümer; und selbst als Christ zu reden, ist keiner unter ihnen, der nicht auf verkehrte Meinungen geraten sein sollte. St. Cyprian hat behauptet, daß die Taufe der Christen unnütz wäre; St. Hieronymus und St. Augustin haben einen heftigen Streit wegen einer Religionsache mit einander gehabt. Wenn der heilige Geist sie erleuchtet hätte, so wäre dergleichen Zwist nicht vorgefallen, sondern er würde sie beide auf gleiche Weise begeistert haben.

Die ältesten Kirchenväter waren von der Religion ihrer Vorfahren ab-

gefallen. Sie haben in die christliche Religion die Irrtümer ihrer Philosophie und den größten Teil der Gewohnheiten des Heidentums eingeführt. Eine Änderung der Einbildungkraft zu einer Zeit, die an Sekten fruchtbar war und wo man es für eine Ehre hielt, gewissen Teilen anzuhangen, dies war die wirkende Gnade, von welcher ihre Bekehrung herrührte. Die Kirchenväter haben sich nicht genau und richtig ausgedrückt und immer in einem rednerischen und bildreichen Stil geschrieben. Die Sinnbildlichkeit gefällt dem Pöbel und erregt seine Bewunderung. Man folgt immer dem Geschmack und dem Geiste seines Zeitalters. Damals, als die Sinnbildlichkeit beliebt war, sprach jedermann in Gleichnissen; allein noch einmal, das Sinnbild ist nur eine Gestalt der Einbildungkraft, das nichts beweiset. Der gemeine Mann, welcher von Natur Ehrfurcht vor dem Altertum hat, betrachtet die alten Väter als außerordentliche Menschen, die mit dem heiligen Geiste Gemeinschaft hatten, so wie er glaubt, daß sich die Patriarchen mit Gott unterredeten. Das Volk denkt in diesem Stücke nicht gut genug von sich selbst. Es weiß nicht, daß vor Gott, wie die Schrift sagt, kein Ansehen des einzelnen gilt; alle sind ihm gleich lieb; er ist unser gemeinsamer Vater, und er hat sich so wenig mit den Alten vertraulich unterhalten, als er es mit uns tut. Die Schrift sagt uns das nicht von den Engeln, was uns Menschen davon sagen, besonders Dionysius in seiner Hierarchie. Woher mag er wohl die schönen Sachen genommen haben?

Elftes Hauptstück.

Von den Sakramenten.

Alles im alten Testamente war Gestalt und Äußerlichkeit. Die Menschen waren, nach der mosaischen Anordnung, viel weniger damit beschäftigt, ihre Sitten zu bilden, als ihren Körper zu reinigen. Gott, der hauptsächlich an dem Zustande unseres Geistes teilnimmt, hatte sich selbst, wenn wir den Juden glauben wollen, umständlich über die Reinigungen erklärt, die uns im Koran verächtlich, in der Bibel aber ehrwürdig vorkommen. Die Apostel hatten diesen äußerlichen Gottesdienst nicht fahren lassen; einige wollten die Beschneidung beibehalten, andere predigten den neuen Christen den Unterschied der Fleischspeisen, und überhaupt verboten alle versammelten Apostel, Blut von Tieren zu genießen, welches so ausdrückliche und von der untrüglichsten geistlichen Versammlung ausgesprochene Verbot jedoch in der ganzen Christenwelt übertreten wird. Die Nachfolger der Apostel sind den Zeremonien nicht so sehr ergeben gewesen als die ersten Diener des Evangeliums; inzwischen besteht doch die erste Pflicht des Christen in einer Zeremonie. Er muß sich waschen, wenn er selig werden will, sonst ist der Himmel für ihn verschlossen.

Der Grund dieser Zeremonie ist ein Apfel. Diese von einem Weibe genossene Frucht macht uns in Gottes Augen strafbar; allein worin besteht unser Verbrechen? Weil wir von einer Mutter geboren sind, die wir uns nicht selbst gewählt haben. Dieser vom Baume der Erkenntnis gebrochene Apfel erregt den Zorn der Gottheit so sehr, daß nur ein einziges Mittel übrig bleibt, ihn zu besänftigen. Gott ist zugleich dreifach und einig; eines

seiner drei Wesen sondert sich ab und wird Mensch; man läßt diesen Gottmenschen zwischen Räubern sterben; seine Gottheit unterwirft sich dieser Schmach; indem er stirbt, wird Gott besänftigt; er öffnet den Menschen den Himmel. Dieser Tod, welcher der daran teilnehmenden Gottheit so viel gekostet und sie tausendfachen Beleidigungen ausgesetzt hat, ist noch dazu dem menschlichen Geschlechte ganz unnütz, wenn nicht ein Priester ein Glas reines Wasser über unseren Kopf ausschüttet; sobald aber dies geschehen ist, sind wir mit ebenso wenigem Grunde losgesprochen, als wir verdammt waren. Diese Feierlichkeit, da wir von Verbrechen gewaschen werden, die wir nicht begangen haben, ist nur noch einer kleinen Anzahl von Völkern bekannt; allein alle Völker, die sie nicht angenommen haben, sind in den Bann getan, und der Teufel wird sie immer in seiner Gewalt haben, so lange er das Glas Wasser entfernt hält. Einige Priester, die von einem blinden Eifer geleitet werden, laufen die Welt durch und predigen die Notwendigkeit dieses Glases voll Wasser. Wenn die Kinder der Wilden sterben, so glauben diese Pfaffen, sie gen Himmel zu schicken, wenn sie ihnen verstohlenerweise einige Tropfen Wasser zuspritzen. Gott, der die Menschen wie die Blätter abfallen sieht, verschließt ihnen ohne Barmherzigkeit die Türe zum Sitz der Freuden, wenn ihr Kopf immer trocken geblieben ist.

Doch die Taufe ist nicht die einzige Bedingung, die unseren Seelen das Paradies öffnet. Zwar so lange wir Kinder sind, ist diese Zeremonie hinreichend, uns zum Himmel zu führen; allein so bald sich unser Verstand entwickelt, müssen wir diesen Gott wirklich oder scheinbar essen, denn die Früchte seines Todes hängen mit einem Stückchen Brot zusammen. Überdies muß man auch trinken, denn es heißt nach einigen Sekten, den Himmel nur halb gewinnen, wenn man trockenes Brot verzehrt, und dies ist das zweite Sakrament. Das dritte besteht in einigen Zeremonien, durch welche man einem Menschen die Macht erteilt, Jesum Christum vom Himmel herunter in ein Stück Brot kommen zu lassen. Diese Zeremonien, die in Worten, Zeichen und Salbungen bestehen, drücken nach der Meinung einiger Christen einen unauslöschlichen Charakter ein. Andere hingegen, die etwas von diesen Vorschriften abgeschnitten haben, begnügen sich daran, dem neuen Priester die Hände auf den Kopf zu legen, und glauben nicht, daß diese Zeremonie den Namen eines Sakramentes verdiene. Die Beschreibung, die wir jetzt mitgeteilt haben, ist hinreichend, das Lächerliche der Sakramente vor Augen zu legen. Die übrigen, als die Einsegnung, die Ehe und die letzte Ölung, enthalten ebenso viel Ungereimtes. Sie haben das mit den anderen gemein, daß sie der Religion ganz unnütz sind; und dies entdeckt ihren Ursprung zur Genüge, welcher kein anderer als der Eigensinn, die Blindheit und Schwäche des menschlichen Geistes sein kann. Wie können denn aber, wird man mir sagen, Menschen, die Verstand haben, sich von so lächerlichen Meinungen einnehmen lassen? Sehen denn die meisten von denen, die denken können, das Lächerliche des Christentums nicht ein? Ja, aber sie denken richtig und reden schlecht, die Freiheit fehlt ihnen, und sie müssen sich in die Zeit schicken. Überdies muß man den menschlichen Geist schlecht kennen, wenn man glaubt, daß er, sei er auch noch so erhaben, vor abgeschmackten Meinungen sicher sei. Alles ist bei uns maschinenmäßig, die ersten Eindrücke sind

öfter so lebhaft, daß sie den Verstand gemeiniglich unter das Joch bringen und endlich zu einer Art von Raserei werden. Eine unmäßige Anstrengung des Verstandes verrückt ihn und macht, daß wir uns einbilden, Könige, Götter usw. zu sein.

So ist der Zustand der Menschen, in Absicht der Religion, beschaffen. Sie haben sich über das Christentum die Einbildungkraft erhitzt, und ihr dadurch angegriffener Verstand hat sich ohne Zurückhaltung von den lächerlichen Gedanken, die ihn überraschen, hinreißen lassen. Von dem allen liefern uns die übrigen Religionen offenbare Beweise. Wir Christen zweifeln nicht, daß der mohammedanische Glaube lächerlich sei, und die heidnischen Äußerlichkeiten kommen uns sehr abgeschmackt vor; aber doch ist es gewiß, daß es Leute von erhabenem Geiste und in ihnen wahre Anhänger der Meinungen der Mohammedaner gegeben hat und noch gibt. Ebenso wenig kann man leugnen, daß das Heidentum nicht auch eifrige und aufgeklärte Verehrer gehabt haben sollte. Was nun bei den Türken geschieht, kann das nicht auch bei uns geschehen? Mit einem Wort, das Ansehen der ganzen Welt darf unserer Vernunft nicht die Waage halten. Diese ist das Licht, das uns Sicherheit geben muß. Selbst die, welche sie bestreiten, haben sie dazu nötig, um die Schwäche derselben zu zeigen. Die Religionen, die das Zeugnis der Vernunft für kraftlos halten sollten, würden zugleich die Zahl ihrer Stützen vermindern.Nur vermittels der Vernunft können sie fordern, daß sich unser Geist unterwerfen soll. Es muß ein deutlicher Beweis vorhanden sein, wenn wir eine Lehre oder eine Tatsache glauben sollen; denn glauben, heißt nicht eigentlich sagen: ich glaube, sondern es heißt, versichern, daß man eine Sache deutlich einsehe. Wenn mir eine Religion sagt, daß Dinge, deren Falschheit ich offenbar erkenne, dennoch wahr sind, so veranlaßt sie mich von dem Augenblick an, die Ursachen in Zweifel zu ziehen, die mich bewegen, sie anzunehmen, und diese Ursachen können nach ihren eigenen Grundsätzen falsch sein. Kurz, das Wesen, das uns erschaffen hat, besitzt nicht weniger Vernunft, Billigkeit und Güte als wir; nun würden wir uns aber für ungerecht, unvernünftig und böse halten, wenn wir verlangten, daß man solchen Gedanken Beifall geben sollte, die ihren deutlichen Beweis nicht mit sich führten.

Zwölftes Hauptstück.

Von der Dreieinigkeit.

Wir haben in den vorhergehenden Hauptstücken gesehen, daß die erste Eigenschaft, die eine gute Religion haben muß, wenn sie wahr sein soll, darin besteht, daß sie uns nicht eine falsche Ansicht von Gott geben müsse, weil Gott sonst sich selbst zuwider sein würde, umso mehr, da der natürliche Gedanke, den wir von ihm haben, nur von ihm selbst kommen kann, man mag sich denken, auf was für Art man immer will. Wenn er uns nun durch die Offenbarung eine Vorstellung von sich selbst geben sollte, die derjenigen, die er uns durch die Vernunft gegeben hat, zuwider wäre, so würde ja in seinem Verhalten ein Widerspruch sein, dessen er, wie wir wohl wissen, nicht fähig ist. Nun ist aber die Dreieinigkeit der Christen jenem Begriffe, den uns die Natur von Gott gibt, gänzlich entgegen; folglich ist diese vermeinte

Dreieinigkeit nichts als ein Überrest des Heidentums. Die Vernunft gibt uns zu erkennen, daß Gott einzig ist. Er kann also nicht dreifach sein; denn wenn er dreifach wäre, so würde man sich, man verstehe es, wie man will, ein noch einfacheres Wesen, als er wäre, denken können, nämlich ein Wesen, das nicht dreifach wäre. Die göttlichen Ausflüsse oder vielmehr die drei vorgeblichen Wesen der Dreieinigkeit sind nichts anderes als die verschiedenen Eigenschaften, unter welchen sich die Philosophen bei den Alten einen und denselben Gott vorstellten. Plato, der es nicht wagte, die Einigkeit eines Gottes öffentlich zu lehren, betrachtet ihn als mächtig, weise und gut, und aus allen diesen drei Rücksichten macht er drei Gottheiten, die Macht, die Weisheit, die Güte. Die alten Kirchenväter, welche sämtlich Schüler des Plato waren, trugen diese Lehre in das Christentum über und machten aus diesen drei Eigenschaften, die nur einem einzigen Gotte zukommen, drei Wesen. Je mehr die Dreieinigkeit der Vernunft entgegen ist, desto mehr bedarf es deutlicher Beweise, um uns zu überzeugen, daß Gott dieses Geheimnis geoffenbart habe. Ich wiederhole es hier zum allerletzten Male: ich will zuversichtlich glauben, was Gott geoffenbart hat, weil ich weiß, daß Gott mich nicht betrügen kann; allein die Offenbarung muß mir deutlich bewiesen werden. Worte sind nichts als ein bloßer Schall, wenn sie nichts bedeuten, man läßt Papageien und Maschinen reden. Alles, was nur auf Worten und nicht auf wahren Gedanken beruht, kommt in keine Betrachtung, und daher rührt es, daß man aus Wortspielen, Zweideutigkeiten und unechtem Witze nicht das geringste macht. Nun ist aber die ganze Aufstellung der Dreieinigkeit auf Worte, die leer an Verstand sind als: Zeugung, Ausgehen, Person, Wirklichkeit und dergleichen begründet.

Man sagt, daß die alten Väter mit einer gewissen Zurückhaltung von der Gottheit Jesu Christi und des heiligen Geistes gesprochen hätten, gleichsam, als wenn Gott durch eine Art von Scham abgehalten würde, den Menschen sich zu offenbaren, gesetzt, daß er sich offenbaren wollte, und, als wenn Jesus Christus nicht gesagt hätte, daß er sich vor seinem Vater derer schämen würde, die sich geschämt hätten, ihn vor den Menschen zu bekennen. Nein, wenn die Alten nicht von der Gottheit Jesu Christi und noch weniger von der Gottheit des heilgen Geistes geredet haben, so ist es daher gekommen, weil sie nichts davon wußten. Warum würde man sonst in den folgenden Jahrhunderten nicht ebenso zurückhaltend gewesen sein? Hatte man etwa damals weniger zu befürchten, daß man zur Vielgötterei verleiten möchte? Und waren die armen Katechismusschüler, denen die Kirchenväter der nachmaligen Jahrhunderte die Lehre von der Dreieinigkeit beibrachten, nicht schwache Leute und Neulinge im Glauben?

Erklärung der Dreieinigkeit nach den Theologen.

Die Gottesgelehrten sagen, daß die Erkenntnis, die Gott von sich selbst hat, den Sohn gezeugt habe, daß von dieser Kenntnis die Liebe ausgehe, die er zu sich selbst trage, und daß diese Liebe der heilige Geist sei. Man muß hier also voraussetzen: 1. Gott ist ganz allein, 2. er kennt sich und 3. diese Erkenntnis macht, daß er sich liebt; das ist also die ganze Dreieinigkeit. Hierbei fragt man: wie können der Kenner, die Kenntnis und die davon ausgehende

Liebe drei besondere und ein von den anderen verschiedenes Wesen ausmachen? Wie kann der Erkennende seine Erkenntnis, die man seinen Sohn nennt, vom Himmel auf die Erde senden, um daselbst alles das zu tun, was man sagt, das er getan hat? Und wie kann die Erkenntnis, die man Sohn nennt, noch besonders für sich selbst die Liebe, die man den heiligen Geist nennt, absenden? Da die Handlungen dieser drei Wesen so vorgestellt werden, als wenn sie eine von den anderen ganz verschiedene wären, so muß diese Anmerkung notwendig daraus entstehen. Endlich, wie hat diese Erkenntnis, die man Sohn nennt, Leib und Gestalt eines Menschen annehmen, handeln, leiden und sterben können, und das alles abgesondert vom Erkenner, welcher Vater heißt, und von der Liebe, die man den heiligen Geist nennt? An welchem Orte der heiligen Schrift hat man diesen Unterschied zwischen Erkenner, Erkenntnis und der daraus entstehenden Liebe, wie auch, daß die drei Dinge drei wirkliche und verschiedene Personen ausmachen, gefunden? Kann man begreifen, daß Wissenschaft, Kenntnis, Liebe, Haß, Gedanken, Begierden, kurz alle innerlichen Handlungen des Menschen, ebenso verschiedene Personen in ihm sein können? Die Theologen werden antworten: alles, was in Gott ist, sei Gott, und eben dasjenige, was diese drei Wesen ausmache. Ich begreife zwar wohl, daß alles, was in Gott ist, Gott sei; hingegen sehe ich nicht ein, wie innerliche Handlungen Gottes wirkliche und verschiedene Wesen ausmachen können, weil sonst alle göttlichen Eigenschaften als: seine Wissenschaft, seine Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Geduld, jedes eine besondere Gestalt ausmachen würden. Das würde die göttlichen Wesen gewiß noch stärker vermehren; allein ohne Zweifel ist so etwas der Kirche bis jetzt noch nicht eingefallen. Wenn man uns auf alle diese Schwierigkeiten zur Antwort gibt, daß das unbegreifliche Geheimnisse sind, so werden alle Religionen unter einer ähnlichen Antwort die größten Ausschweifungen hingehen lassen können. In dem Gesetze der Natur und in dem mosaischen war man noch nicht auf ein so schönes Geheimnis gefallen. Man hat es ohne Zweifel nur darum gelehrt, um Jesu Christo eine Gottheit beizulegen; allein, wo sind die Beweise und die Gründe davon? Man muß eine starke Einbildungkraft haben, um diese Dreieinigkeit zu erfinden, und einen spitzfindigen Verstand, um so außerordentliche Ausdrücke als Wirklichkeit und wirkliche Vereinigungen zu schmieden, die das leichtgläubige gemeine Volk stutzig machen und blenden und einen blinden Glauben an ein vorgebliches Geheimnis fordern, welches diejenigen, die es erfunden, selbst niemals verstanden haben. Doch noch mehr: Gott, obgleich in drei Wesen, ist unteilbar. Wenn es also wahr ist, daß Gott für uns Mensch geworden und gestorben ist, so müssen folglich der Vater und der Sohn gleichmäßig für uns Mensch geworden und gestorben sein. Alles, was man zu dem Ende sagt, um sie zu unterscheiden und von der Menschwerdung auszuschließen, sind bloße sophistische Spitzfindigkeiten, die sich auf nichts gründen und keineswegs überzeugen. Nächst dem, vorausgesetzt, daß Gott Mensch geworden und gestorben ist, um Gott wegen der von den Menschen ihm zugefügten Beleidigung zu befriedigen, so muß folglich Gott es sein, welcher, um Gott zu rächen und ihm genug zu tun, Gott hat sterben lassen. Welche Ungereimtheit! Was würde man von einem Könige denken, der, nachdem er von seinen Untertanen beleidigt worden wäre, um diese Be-

leidigung wieder gut zu machen und um seine Untertanen mit der verdienten Strafe zu verschonen, seinen einzigen Sohn oder eigentlich sich selbst (denn hier ist kein Unterschied) durch die Hand des Henkers sterben ließe? Diese Beleidigung kam, wie man sagt, daher, daß Adam von einem Apfel, dessen Genuß ihm Gott verboten hatte, gegessen hatte. Das war ein schreckliches Verbrechen, welches verdiente, daß nicht nur Adam, sondern auch alle seine Nachkommen bis in Ewigkeit so hart bestraft würden! Es sind unendlich mehr und viel schrecklichere Verbrechen begangen worden und fallen noch täglich vor, um deren Willen Gott keine so grausame und allgemeine Strafe verhängt. Adam hätte allein die Strafe für seine Missetat tragen sollen.

Dreizehntes Hauptstück.

Von der Erbsünde.

Gott ist zu gerecht, als daß er die Kinder wegen der Sünden ihrer Väter strafen sollte. Er sagt es selbst in der Schrift, 5. Buch Mose, Kapitel 24 Vers 16. In der Tat würde keine Sünde sein, wenn kein Gesetz wäre, sagt St. Paulus. Wie soll man aber wissen, fährt er fort, daß ein Gesetz ist, wenn man es nicht vernommen hat? Bei diesen Stellen, die aus der Schrift sind, frage ich: wie Kinder, denen Gott vor ihrer Geburt nichts vorgeschrieben hat, strafbar sein können?

Die Menschen urteilen von Gott immer nach sich selbst. Sie wissen keine anderen Mittel als den Schmerz, um diejenigen zu strafen, von denen sie beleidigt werden; sie glauben demnach, daß der Schmerz eine Strafe sei. Wenn sie also empfinden, daß sie leiden, so bilden sie sich ein, daß sie eine Übeltat begangen haben, die ihnen ihr Leiden zugezogen hat, und weil sie erfahren, daß man leidet, ehe man imstande gewesen ist, die geringste Handlung auszuüben, und daß man folglich das Leiden selbst nicht hat verschulden können; so machen sie sich die Vorstellung, ein anderer müsse es ihnen zugezogen haben, wozu sie keinen für fähiger halten als den Vater aller Menschen. Sie finden also im Hinaufsteigen die Quelle ihres Elendes und sind an dergleichen Folgerungen so stark gewöhnt, daß, wenn sie etwa eine durch Verlust des Vermögens oder durch angeerbte Krankheiten, unglücklich ge worden Familie sehen, sie diese Zufälle für die Wirkungen einer besonderen Art von Sünde, eines unrechtmäßig erworbenen oder an sich behaltenen Gutes halten. Da sie sich also insgesamt allgemeinen Übeln, dem Frost, der Hitze und dem Tode ausgesetzt sehen, so haben sie sich eingebildet, ihr gemeinschaftlicher Vater müsse diese Züchtigungen über sie verhängt haben. Es ist ihnen nicht genug gewesen, überhaupt zu sagen, daß ihre Väter gesündigt hätten, sie haben auch noch dazu die Art der Sünde insbesondere bestimmen wollen; und da ein Irrtum nicht lange Stich hält, so haben einige gesagt, daß der erste Vater, Adam genannt, Genes. Kapitel 3, wider Gottes Verbot von einem Apfel gegessen hätte. Andere haben gesagt, seine Name wäre Prometheus gewesen, und nachdem er das Feuer aus dem Himmel gestohlen, hätten die Götter die Pandora mit einer Büchse geschickt, die mit allen den Übeln, worüber wir wehklagen, angefüllt gewesen wäre. Diejenigen, die einige Kenntnis vom Altertum haben und sich nicht einnehmen lassen,

werden zugestehen, daß die Heiden in diesem Stücke die Juden gewiß nicht geplündert haben. Die Bücher der Juden sind bei den Heiden nur erst nach der Übersetzung der siebzig Übersetzer bekannt geworden; ja, man kann sagen, daß man damals doch nur wenig davon wußte. Der Mangel des Druckes machte, daß Bücher eben nicht sehr gemein waren, zumal wenn sie ein so starkes Werk, als die Bibel ist, enthielten. Es ist aber gewiß, daß die Fabel vom Prometheus noch vor der Zeit der siebzig Übersetzer im Heidentum verbreitet gewesen; denn es wird ihrer von den ältesten griechischen Schriftstellern erwähnt.

Dennoch ist der Schmerz keine Strafe; denn wenn er es wäre, so erforderte es die göttliche Gerechtigkeit, daß alle Menschen gleichen Teil an dieser Strafe hätten, weil alle auf gleiche Art wider Gott gesündigt haben. Man kann aber doch die Ungleichheit der Strafen selbst bei den Kindern nicht leugnen. Einige werden blind und stumm, andere lahm geboren. Allein nicht bloß die körperlichen Übel, sondern auch die bösen Begierden und die Unwissenheit sind bei den Menschen sehr verschieden. Was also eine Strafe eben derselben Sünde ist, hat bei uns sehr verschiedene Stufen. Wenn der Schmerz eine Strafe wäre, so müßte das Vergnügen eine Belohnung sein, welches man aber nicht zugibt. Woher kommen Lust und Schmerz? Das ist nicht schwer zu erraten. Der Schmerz ist eine Warnung, die uns der Urheber der Natur gibt, damit wir durch das Gefühl, das ist, durch den kürzesten Weg das, was unserem Körper schaden könnte, sollen vermeiden lernen.

Wenn wir nahe am Feuer sind, so würden wir erst eine große Überlegung anstellen müssen, um zu wissen, ob es uns schädlich sei oder nicht. Wir müßten die Natur des Feuers und die wesentliche Einrichtung unserer Maschine kennen, ja, wir müßten auch mit schärferen Augen versehen sein, als wir jetzt haben. Allein das bloße Gefühl macht allen diesen Untersuchungen ein Ende. Wenn uns friert, so erteilt das Feuer unserem Blute die ihm angemessene Bewegung, und es ist uns dann angenehm, beim Feuer zu verweilen. Haben wir Hitze, so ist uns das Feuer beschwerlich, weil es die Bewegung unseres Blutes vermehrt; wir fliehen es, und zwar ganz unwillkürlich, von Lust und Schmerz getrieben. Das Vergnügen ist ebenso nützlich als der Schmerz, teils zu unserer eigenen, teils zur Erhaltung der Gesellschaft. Es ist gewiß, daß unsere besondere Erhaltung und die Erhaltung der Gesellschaft überhaupt gleichsam die beiden Triebfedern von dem allen sind, was in der Welt in Beziehung auf uns vorgeht. Um uns aber nicht in eine andere Frage einzulassen: wie viel Nützliches tun wir für die Gesellschaft, das wir ohne die Lust und ohne den Schmerz nicht tun würden? Der Schmerz, den die Verachtung nach sich zieht, und das Vergnügen, welches den Ruhm begleitet, bringen der Gesellschaft unzählig viel Gutes. Noch einmal, es ist der Schmerz, der uns dem Feuer nähert, wenn diese Annäherung nötig ist, und es ist das Vergnügen, welches uns beim Feuer verweilen heißt, wenn es uns ihm zugeführt hat. Es ist der Schmerz und das Vergnügen, die uns bewegen, unsere Nahrung zu uns zu nehmen. Kurz, ein wenig Nachdenken wird uns begreiflich machen, daß Vergnügen und Schmerz weder eine Belohnung noch eine Strafe sind, und daß der Urheber der Natur keinen kürzeren Weg finden konnte, uns dahin zu bringen, sowohl in Rücksicht auf uns selbst als auf

die ganze Gesellschaft, das Böse zu meiden und dem Guten nachzustreben. Dies muß uns zeigen, daß wir weit unbewußter handeln als wir denken. Die Unordnungen in der Natur und die Verbesserung, die Gott dabei vorgenommen haben sollte, würden nur eine Unvollkommenheit in Gott bezeichnen. Man verbessert nichts, ich wiederhole es, als was schlecht gemacht ist, und Gott kann nichts schlecht machen. Der Mensch ist nicht schlimmer geworden; man kann nicht behaupten, daß er es sei, ohne der Weisheit und unendlichen Macht seines Urhebers zu nahe zu treten. Der Mensch ist noch so, wie er nach seiner Natur ist. Die Natur ist die Ordnung, die Gott eingeführt hat, die folglich nicht schlimm sein kann. Man würde den Menschen nicht verbessern können, ohne in große Unannehmlichkeiten zu geraten. Würde die Erde wohl Platz genug haben, alle Menschen zu fassen, wenn sie nicht stürben? Und was würde aus einem jeden von uns allen insbesondere werden? Lasset uns alle Vorurteile ablegen! Der Tod ist wegen der Ordnung in der Natur notwendig und er ist kein so großes Übel als man denkt. Gott weiß, was aus uns wird; genug, wir tragen zur Ordnung des Ganzen bei. So viel ist wohl ausgemacht, daß wir nicht werden in Höllenbrände verwandelt werden. Gott ist allmächtig; allein seine Allmacht besteht nicht darin, daß er Widersprüche machen kann. Nun muß aber der Mensch nach der Natur des Stoffes so sein, wie er ist, und er ist niemals anders gewesen. Die Natur des Stoffes ist vor dem vermeinten Sündenfall des Menschen bestimmt worden, und diese Natur des Stoffes ist so, wie sie ist, nur allein durch den Willen Gottes. Der Mensch ist also, wie er ist, bloß durch die Natur des Stoffes, und diese ist in der Tat teilbar und undurchdringlich. Das weniger Feste ist durch das erstere abgesondert. Ein jeder Stoff ist den Gesetzen der Bewegung unterworfen. Der Mensch ist somit seinem Wesen nach sterblich, weil er, da er einen Körper hat, teilbar ist, und es ist also falsch, daß die Sünde den Tod des Menschen, nebst dem übrigen Ungemach, worüber wir so klagen, verursacht habe. Wenn wir ernsthafte Betrachtungen über unseren Zustand anstellen wollten, so würden wir finden, daß alle unsere Unglücksfälle bloß von unserer Einbildung herrühren. Wir wollen über die anderen herrschen und halten uns für unglücklich, wenn wir das nicht haben, was uns erheben kann. Zu dem Ende müssen wir Reichtümer besitzen, und wenn diese uns fehlen, so glauben wir, vom Glücke verlassen zu sein. Die Verschiedenheit der Gesichter, die so viel zur Ordnung des Ganzen beiträgt und für die menschliche Gesellschaft so zuträglich ist, würde eine Strafe und eine Folge der Erbsünde sein, wenn Dinge, die uns nicht gefallen, uns nur zur Strafe zuteil würden; denn man beklagt sich zum Beispiel oft darüber, daß man nicht auf eine gewisse Art gebildet ist. Woher könnte wohl unsere vorgebliche Neigung zum Bösen kommen, die eine Folge der von unserem Stammvater begangenen Sünde sein soll? Sie kommt entweder von Gott oder von uns selbst oder von anderen Geschöpfen. 1. Sie kann aber nicht von Gott herrühren, weil Gott nichts Böses tut. Man kann auch nicht sagen, daß Gott uns diese Neigung darum gegeben habe, um uns für den Ungehorsam unserer ersten Eltern zu strafen; denn das würde ja eine lustige Strafe sein, nicht nur, weil wir Vergnügen daran finden, einer solchen Neigung zu folgen, sondern auch, weil uns Gott durch Eingebung böser Begierden unmöglich strafen kann. Was für ein Bild

würden wir uns da von Gott machen! 2. Sie kann ebenso wenig von uns selbst kommen, weil wir uns weder selbst erschaffen noch uns gewisse Neigungen geben, noch auch von denen, die wir haben, uns schlechterdings losmachen können. Wenn wir diese Macht besäßen, so würden wir uns nach unserem Belieben ändern, und endlich, wenn sie von uns selbst käme, so würde man sie nicht bei allen Menschen antreffen. 3. Andere Geschöpfe können zwar wohl die Veranlassung sein, die uns bestimmt, unsere Fähigkeiten in Handlungen übergehen zu lassen; da aber die Geschöpfe außer uns sind, so können sie uns weder Kräfte noch Neigungen geben. Wir haben also keine bösen Neigungen; alle unsere Triebe sind gut, weil sie von Gott kommen. Wir machen zwar manchmal in Rücksicht auf die Geschöpfe einen üblen Gebrauch davon; allein die Umstände, weshalb wir solchen Gebrauch nicht gut finden, ändern im Grunde nichts an dem, was wir böse Neigung nennen. Es ist ein von Gott uns verliehener Trieb, der allem, was wir, teils zu unserer eigenen, teils zur Erhaltung der Gesellschaft tun, Fortgang und Bewegung gibt. Man bemerkt an den Tieren von aller Art eben diesen Hang, der bei uns böse sein soll. Sie dulden also mit uns die Strafe unserer Missetaten. Allein es ist unvernünftig, zu behaupten, daß, weil man sich einbildet, der Mensch sei das Oberhaupt der Tiere, diese letzteren auch die Wirkungen seines Vergehens haben mitempfinden müssen. Die Natur, wenn man sie fragt, läßt uns das Lächerliche einer so groben Einbildung fühlen. Die Tiere sind also wohl sehr erstaunt gewesen, da sie die Ordnung des Ganzen plötzlich umgeändert gesehen haben; denn sie sind von uns erschaffen worden? Vielmehr sollten die Tiere nie das geringste von menschlicher Schwachheit empfinden, und der Mensch würde gewiß noch mehr dadurch gestraft worden sein, wenn er sie frei von seinen Übeln gefunden hätte. Da Gott allmächtig ist, so kann er auch alles das tun, was für uns das beste und vorteilhafteste ist, weil er unendlich gut und unendlich weise ist. Das, was unsere Einbildung nicht recht findet, ist gut und sehr weise geordnet. Laßt uns den Herrn besser kennenlernen! desto höher werden wir sein Werk schätzen. Es ist der unendlichen Güte Gottes gemäß, daß er den Menschen nicht in eine Lage gesetzt hat, worin er ihn beleidigen und sich unglücklich machen könnte. Was ist die verderbte Natur? Ist sie in einem anderen Zustande, worin sie nicht immer gewesen ist? Haben die Verschuldungen und die im Augenblicke der Schöpfung festgesetzten Regeln sich ändern können? Wenn der Mensch an sinnlichem Gefühl und an angenehmen Bewegungen Gefallen findet, so rührt es daher, weil es seiner Natur gemäß, nicht aber weil es eine Wirkung der Sünde ist. Wie hätte Adam Vergnügen daran finden können, den Apfel zu essen, wenn seine Natur nicht so beschaffen gewesen wäre, daß dieser Genuß ihm gefallen und zum Entschluß bewegen konnte?

Julian der Apostata regiert nur zwei Jahre, und sein frühes Ende wird für eine göttliche Strafe gehalten, weil er das Christentum ausrotten wollte. Jovian folgte ihm. Er fängt an, die Zerstörung des Heidentumes und die Einführung der christlichen Religion eifrigst zu befördern, und regiert doch nicht länger als sieben Monate. Ein solcher Mann wäre doch wohl zur Gründung des Christentumes in der Welt nötig gewesen. War das eine Strafe? Oder war es eine Belohnung? Eine Strafe konnte es nicht sein, weil er

nichts als Gutes tat und weil nur das Böse bestraft wird; und ebenso wenig konnte es eine Belohnung sein, weil er sein Werk nicht vollendet hatte. Zosimus bemerkt, daß, als Theodosius dem römischen Senat erklärte, der Schatz würde durch den großen Aufwand, den die Opfer erforderten, gar zu sehr belastet, die alten Feierlichkeiten zwar aufgehört hätten; das römische Reich wäre aber darauf mit allen Arten von Unglücksfällen bestürmt worden. Dies war eine falsche Religion; wahrscheinlich müssen es also die Geister gewesen sein, die sich rächten, weil sie verachtet wurden. Indessen können nach der Schrift die Geister nicht anders als auf Gottes Befehl Unheil anrichten; sollte er es ihnen also geheißen haben? Wenn nichts, als nach den festgesetzten Regeln der Bewegung geschieht; wenn sich der menschliche Körper nur nach diesen Regeln bewegt: wie kann uns Gott strafen? Steht es denn bei uns, diesen Regeln nicht zu folgen? In ipso vivimus, movemur et sumus, in ihm leben, weben und sind wir. Wie könnte er uns verurteilen? Es wäre eben so viel, als dem Menschen ein tötliches Gewehr in die Hand geben, wenn man ihm eine solche Freiheit gebe, daß er Gott beleidigen könnte. Zu sagen, daß Adams Sündenfall um eines größeren Guten willen nötig gewesen wäre, das hieße Gott von einer anderen Sache als von sich selbst abhängig machen. Warum fällt der Donner nicht auf die Gottlosen? Warum erfüllt er die Lasterhaften nicht ein einziges Mal mit Schrecken, indem er heiße Flammen aus dem Körper eines Bösewichtes hervorlodern läßt? Warum trifft der Blitz Wüsteneien, warum eine Kirche ohne einen anderen Zweck, als einen unnützen Schlag zu tun? Geschieht es, damit Jupiters Arm nicht aus der Übung komme? Was ist die Ursache, daß er bei stillem Wetter nicht imstande ist, seine Blitze zu schleudern? Braucht er etwa Wolken, seinen Richterstuhl darauf zu stellen und sich der Erde zu nähern? Warum muß er seine feurigen Pfeile ins Meer werfen? Sind die Fluten strafbar? Was für Händel kann er mit den Fischen haben?

Vierzehntes Hauptstück

Von dem Gedanken, den wir von Gott haben müssen; und daß er keine besondere Art von Dienst geoffenbart habe, mit welchem die Menschen ihn verehren sollen.

Meine Vernunft sagt mir, daß Gott das allervollkommenste von allen Wesen ist. Er muß alle die Vollkommenheiten, die wir an allen Geschöpfen wahrnehmen, in höchstem Maße besitzen, weil nur er allein der Urheber dieser Vollkommenheiten sein kann. Allein, wir müssen uns hüten, daß wir uns nicht betrügen, wenn wir Gott Vollkommenheiten beilegen, die nur in Beziehung auf uns Vollkommenheiten sind. Die Menschen stellen sich Gott gewöhnlich als einen großen König vor, als einen Vater, als einen großen Richter und als einen mächtigen Mann. Alle diese Vergleichungen können aber nicht anders als mangelhaft sein; denn Gott ist unendlich über das, was dem Menschen eigen ist, erhaben. Wenn die Menschen Gott als Schöpfer betrachten, so sagen sie, er tue alles zu seinem Ruhme, ad majorem Dei gloriam. Indessen kann der Begriff des Ruhmes Gott nicht zukommen; denn er setzt notwendig eine gewisse Beziehung voraus, das ist, der Ruhm be-

steht nur in der Einbildung anderer, und nach Ruhm streben, heißt: suchen, in der Einbildung anderer groß zu scheinen. Der Ruhm also, man mag ihm einen Schein beilegen, was für einen man will, kann sich niemals für Gott schicken, weil er unendlich über die Einbildung der Geschöpfe erhaben ist. Es ist also abgeschmackt, wenn man sagt, daß Gott im Himmel belohnt, um seine Güte an den Tag zu legen, und daß er in der Hölle bestraft, um seine Gerechtigkeit zu offenbaren. Was wären denn das für Beobachter, deren Achtung Gott, teils wenn er belohnt, teils wenn er straft, sich zu erwerben sucht? Man kann gar nicht sagen, daß Gott etwas tut, um einige seiner Vollkommenheiten sehen zu lassen, ohne zugleich zu sagen, er suche, von einem ihm gleichen Wesen bewundert zu werden. Auf solche Art würde man, ohne es selbst wahrzunehmen, voraussetzen, daß Gott nicht immer glücklich gewesen sei, weil es eine Ewigkeit gegeben haben muß, wo er nicht die Zufriedenheit genossen, sein unendliches Verdienst glänzen zu lassen; denn vor der Schöpfung der Welt ist er allein gewesen. Es ist ein Grundsatz der Religion, daß man, so lange man zweifelt, untätig bleiben soll. Wenn ich also nicht versichert bin, ob die Religion meiner Väter wahr oder falsch sei, so darf ich es schlechterdings nicht wagen, Gott einen Dienst zu leisten, den er vielleicht verabscheut und den der gute Wille in Religionsachen nicht entschuldigt. Die Mohammedaner wären also strafbar, weil sie Mohammedaner sind, und die Christen vielleicht ebenfalls, weil sie Christen sind? Man sage mir also nicht, daß man nichts dabei wage, wenn man der Religion seiner Väter folge; vielleicht wagt man alles dabei. Ich darf nicht versichern, daß diese oder jene Religion insbesondere wahr sei, bevor ich nicht gehörig davon überzeugt bin.

Man kann die Geschöpfe in Beziehung auf Gott und in Rücksicht auf sie selbst betrachten. Alle Geschöpfe sind in Absicht Gottes gut. Vidit Deus cuncta quae fecerat, et erant valde bona. Gott sah an alles, wat er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Sie sind in Beziehung auf ihn in einer gänzlichen Abhängigkeit. Man kann es sich nicht denken, daß in der Welt das geringste vorgehe, was dem Willen Gottes und den Regeln zuwider wäre, die er bei der Schöpfung festgesetzt hat, und wovon alles, was geschieht, nur eine Kette und Folge ist. Folglich kann in Rücksicht auf Gott nichts böse sein. Er hat nichts zu bestrafen und nichts zu belohnen; nur das Böse wird bestraft, welches aber in Beziehung auf Gott nicht vorhanden sein kann, und man belohnt nur das Gute; in der Welt aber kann kein anderes Gute zu finden sein als dasjenige, dessen Urheber Gott ist. Es ist also von seiten Gottes keine Strafe zu befürchten und keine Belohnung zu erwarten, folglich kann auch keine Religion sein.

Wenn man die Geschöpfe in Rücksicht auf sie selbst betrachtet, so wird man finden, daß sie sich unter verschiedenen Verhältnissen einander entweder Schaden zufügen oder Vergnügen machen können. Gewisse Dinge sind der menschlichen Natur zuträglich und andere schaden ihr; die verständigen Geschöpfe müssen also vermittels der Furcht vor Strafe dahin gebracht werden, daß sie einander nicht schaden; ja, noch mehr, man muß sie auch durch Belohnungen ermuntern, einander nützlich zu sein, weil sie sich sonst ihrer verschiedenen Lagen und besonderen Eigenschaften wegen gegenseitig schädlich sein können. Da uns nun nichts wichtiger ist als unsere Selbsterhaltung und da nach den Gesetzen

des Urhebers der Natur der Schmerz uns von dem, was uns schädlich ist, entfernt, das Vergnügen aber uns allem dem nähert, was uns zuträglich ist, so müssen wir in empfindungfähigen Geschöpfen durch den Schmerz, der mit der Strafe und durch die Lust, die mit der Belohnung verknüpft ist, alle die Gefühle wecken, die uns zustatten kommen. Durch dieses Mittel kann man sogar Tiere abrichten, eine Menge bewunderungwürdiger Künste zu lernen. Könige, die ein gleiches Verhalten beobachteten, haben jederzeit ihre Staaten mit tausend neuen Erfindungen bereichert und zu ihren Zeiten alles blühend gemacht.

Eine Otter, die einen Menschen verletzt, oder der Löwe, der ihn im Walde zerreißt, kann Gott nicht beleidigen. Diese Tiere schaden niemand als dem Menschen; er räche sich also an ihnen, er strafe und rotte sie aus, wenn er kann. Sie sind böse in Absicht auf ihn, aber gut in Beziehung auf Gott. Er hat auch allen Geschöpfen natürliche Waffen gegeben, um sich gegen andere, die ihnen schaden könnten, zu verteidigen. Ein Räuber ist der Gesellschaft schädlich, er zerstört die Ordnung und die Sicherheit, die unter den Menschen sein muß; er ist eine Otter, die sie verwundet. Er werde also von den Menschen gestraft und gleich einer in Unordnung geratenen Maschine aus der Gesellschaft geworfen; allein der Schöpfer, der ihn machte, hat nichts an ihm zu strafen. Wir handeln, ich wiederhole es, bloß nach den festgesetzten Gründen der Bewegung. Unsere Muskeln sind aus Ursachen, die nicht von unserer Willkür abhängen (der gemeine Mann mag sich über diesen Punkt auch noch so falsche Einbildungen machen), dazu bestimmt, daß sie sich bewegen müssen; und Gott würde nicht mehr Recht haben, uns zu strafen, daß wir geraubt, als daß wir unseren Verstand verloren haben. Denn der Urheber der Natur, der alles schuf, hat auch dem Menschen das Vermögen gegeben, die vorhandenen Dinge an sich zu bringen, weil er sie zu seinem Nutzen gemacht und die Empfindungen von Lust und Schmerz in ihn gelegt hat, damit die Gegenstände, die ihn umgeben, ihm vorteilhaft werden sollten. Ein Räuber tut also Gutes und Böses, das erstere in Rücksicht auf sich selbst, das letztere in Absicht anderer, und gar nichts in Beziehung auf Gott. Er beleidigt nur Menschen, nicht Gott. Ihnen kommt es also zu, ihn zu strafen, weil er ihnen Böses zugefügt und wider die Gesetze, die sie unter sich eingeführt haben, gesündigt hat; Gott aber hat keine Ursache, ihn zu strafen. Die Menschen wollen immer von Gott nach sich selbst urteilen; sie strafen und bilden sich dann ein, daß Gott ebenso wie sie strafe und belohne. Es scheint aber viel mehr der Natur Gottes gemäß und eine wahre Vollkommenheit an ihm zu sein, daß er nicht imstande ist, weder das eine noch das andere zu tun. Unter einem unendlichen und allmächtigen Wesen muß nichts als allein der Wille desselben geschehen, von welchem Gott uns keine Rechenschaft zu geben hat und den wir auch unmöglich jemals kennen lernen werden. Gott hat nur sich selbst zu strafen und zu belohnen.

Es ist dem Wesen Gottes gemäß, nur das zu tun, was das vollkommenste ist. Da es nun eine Unvollkommenheit ist, Gott beleidigen zu können, so war es der Güte und Weisheit Gottes gemäß, den Menschen in eine solche Lage zu setzen, daß er ihn nicht beleidigen und sich dadurch ins Verderben stürzen kann, und man darf nicht zweifeln, daß es Gott nicht so gemacht haben sollte. Wenn Gott von uns einen gewissen Dienst, wodurch er verehrt sein wollte,

verlangt hätte, so würde er ihn gleich von Anfang an offenbart haben. Es ist ein lächerliches Vorgeben, daß Gott sich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Art offenbart und die Menschen im alten Gesetze als Sklaven behandelt habe, im neuen aber mit ihnen wie mit Kindern umgehe. Nur die Einbildungkraft der Menschen ist der Abwechslung unterworfen; Gott aber verändert sich nicht und hat sich nie verändert. Es ist ungereimt, zu sagen, daß Gott zu verschiedenen Zeiten gewisse Dinge, ob duritiem cordis, um des Herzens Härte willen, gestattet, zu anderen Zeiten aber gut gefunden habe, sie zu verbieten. Die Menschen sind von jeher immer dieselben gewesen, ob man gleich bald sagt, daß sie von Zeit zu Zeit verderbter geworden wären, bald aber sie für vollkommener hält als die alten. Man gibt vor, daß es den Alten erlaubt gewesen sei, sich von ihren Weibern zu scheiden, ob duritiem cordis, um des Herzens Härte willen, und ebenso behauptet man, die Pharisäer zu Jesu Christi Zeiten und die damals so unvollkommenen Juden hätten diese Nachgiebigkeit nicht nötig gehabt; sie sind also viel vollkommener gewesen als ihre Väter. So wahr ist es, daß der Irrtum die Art an sich hat, sich selbst zu widersprechen.

Es gibt Philosophen, welche behaupten, daß wir in und durch Gott alles erkennen, daß er uns gewisse angeborene Begriffe von den ersten Grundursachen verliehen habe und daß lediglich daher alle Menschen auf dem Erdboden darüber übereinstimmen, daß das Ganze größer sei als eines seiner Teile. Ich will diese schöne Einbildung hier nicht widerlegen. Ich will auch nicht fragen, warum gewisse Dinge so viele Anstrengung des Geistes, andere hingegen gar keine erfordern? Ich will mich noch weniger dabei aufhalten, warum alle Menschen nur sehr wenige Dinge auf einerlei Art ansehen. Wenn ein redlicher Mohammedaner in und durch Gott seine Religion für wahr erkennt, woher kommt es denn, daß oft nach einer von beiden Teilen angestellten langwierigen und aufrichtigen Untersuchung man dennoch verschieden denkt? Sondern ich will diese Philosophen nur fragen, warum denn Gott uns keine angeborenen Gedanken von einer gewissen Religion gegeben hat? oder war es etwa notwendiger, uns wissen zu lassen, daß das Ganze größer ist als seine Teile? Hätten uns die Sinne und die Erfahrung nicht von dem letzteren belehren können? Das Verdienst des Glaubens würde bei einem solchen angeborenen Gedanken eben dasselbe geblieben, und durch die Gewißheit der Offenbarung noch vermehrt worden sein. Es würde immer darauf ankommen, zu glauben und auszuüben; denn ich verlange nicht, daß uns Gott einen Begriff von dem Wesen der Geheimnisse mitteilen, noch daß er sie uns erklären solle, weil alsdann kein Glaube weiter Statt fände; sondern ich fordere nur, daß er uns von der Gewißheit der Offenbarung überzeugen soll. Gott ist zu gerecht und zu gut, als daß er das nicht getan haben würde, wenn in der Welt eine wahre Religion wirklich vorhanden wäre. Der Glaube an einen Gott ist keineswegs die Wirkung des Zufalls oder der Staatskunst, und noch weniger der Unwissenheit, weil er sich bei allen Menschen findet. Und eben die Beschaffenheit würde es mit allen Stücken der Religion haben, die Gott geoffenbart hätte.

Es ist der Weisheit und Güte Gottes nicht gemäß, von dem Menschen zu verlangen, was dieser zu leisten nicht im Stande ist, das heißt, was seine

größten und aufs redlichste angewandten Kräfte übersteigt. Wenn es nun aber Menschen gibt, denen es eine wahre Unmöglichkeit ist, oder war, von der Offenbarung überzeugt zu werden; so dient das zu einem gewissen Beweise, daß es keine Offenbarung gibt. Wir haben nur zwei Wege, Gottes Willen kennen zu lernen: die Vernunft und die Offenbarung. Woher kommt es nun, daß die Menschen mehr oder weniger Vernunft haben, und daß so viele sind, die nichts von der Offenbarung wissen, ja, daß es sogar nur wenige gegeben hat, von denen man sagt, daß sie Zeugen davon gewesen sind? Das rührt daher, weil es zwar wirklich eine Vernunft gibt, niemals aber eine Offenbarung gegeben hat.

Man glaubt nach seinem freien Willen zu handeln, und man handelt nach seiner Leidenschaft; man meint frei zu denken, wenn man träumt. Ein Tor bildet sich ein, frei zu tun, was er tut, und wir glauben bei unseren gewöhnlichen Handlungen frei zu verfahren; inzwischen ist es doch sicher, daß eine gewisse Bewegung der flüssigen Teile, und eine besondere Einrichtung der sinnlichen Werkzeuge einen Menschen zum Toren, zum Sklaven seiner Leidenschaft und zum Weisen macht; denn die Natur ist einförmig. Den Menschen frei nennen und sagen, daß er sich selbst bestimmen, oder zum Wollen und Nichtwollen frei entschließen könne, heißt: ihn Gott gleich machen, ja, es heißt, noch mehr tun, als Gott selbst tun kann. Die freie Entschließung ist eine Handlung. Wenn nun der Mensch sich selbst bestimmen könnte, so würde er auch von sich selbst handeln können; er wäre Gott und könnte erschaffen. Warum würde der Mensch sich nur bei gewissen Handlungen frei entschließen können? Der Mensch muß auf eine allgemeine und übereinstimmende Art handeln, das heißt, seine Handlungen müssen aus einerlei Ursachen herrühren. Wenn in ihm einige Handlungen maschinenmäßig geschehen, so geschehen sie alle maschinenmäßig; und wenn er in einigen Fällen frei handelt, so muß er immer frei handeln. Der Wille des Menschen will nicht, weil er festgesetzt ist; er muß den Eindruck des guten und bösen empfinden. Die Uhr geht nur so, wenn sie aufgezogen ist. Wollten wir wohl sagen, daß wir die Uhr nicht aufziehen müssen? Wenn nun gleich der Mensch nicht anders handelt, als nachdem er entschlossen ist, so muß man doch sein Uhrwerk aufziehen, ihn zu unseren Gunsten lenken, und nachforschen, was ihn zum Wollen oder Nichtwollen bewegt; alsdann wird man finden, daß ihn z. B. die Furcht vor der Strafe vom Stehlen abhält, die Belohnungen aber zum Guten ermuntern. Die Natur ist auf dem ganzen Erdboden einförmig; und alles ist hienieden einerlei Abwechslung unterworfen. Die Blätter fallen ab, und die Menschen sterben.

Die Religion hat drei Gegenstände: Gott, uns selbst und den Nächsten. Gott ist eigentlich der einzige und wahre Gegenstand der Religion; die anderen beiden sind Gegenstände der Gesellschaft. Wenn ich über die Religion Einwürfe mache, so mache ich sie eigentlich nur wider einen Gottesdienst, den Gott nicht geoffenbart hat, und den er in Beziehung auf sich selbst nicht fordert. Allein ich finde es nicht unrecht, daß die Religion in Beziehung auf uns und unseren Nächsten stattfinde. Alsdann ist sie die Sittlichkeit der Gesellschaft.

Es gibt Dinge, die wir nicht anders als vermittelst gewisser Gedanken

kennen, die ich Vergleichs-Gedanken nenne. Wenn ich also noch nicht in Rom gewesen bin, so kenne ich Rom nur nach einem solchen Vergleichs-Gedanken, weil ich andere Städte und andere Gebäude kenne. Ebenso kennen wir Gott nicht anders, als nach einem Begriffe der Vergleichung. Alles ist beziehungweis. Der Sieg ist gut und böse; ein Henker ist gut und böse. Wie viele Familien werden bei unseren Feinden durch eben den Zufall zu Grunde gerichtet und verwaist, der uns zu Freudenfeuern veranlaßt!

Wenn ein Gott ist, sagt man, so muß auch ein Gottesdienst sein. Die Welt ist nicht ewig; es ist ein Gott gewesen, aber kein Gottesdienst. Die Tiere wissen von keiner Verehrung der Gottheit. Wenn der Mensch nicht wäre, so würde ein Gott und es würden Geschöpfe sein, aber kein Gottesdienst. Wenn die christliche Religion die Menschen im Stande der Vernunft gefunden hätte, so würde man allerdings Ursache gehabt haben, sich zu wundern, daß man sie aufgenommen hat; allein sie fand die Menschen in noch gröberen Irrtümern; und ein Irrtum machte dem anderen Platz. Wenn man den Menschen und die Leidenschaften kennt, die ihn empören, so finden wir nichts befremdendes an ihm. Er ist nach dem Neuen begierig; erwählt öfters ohne Überlegung, und nur, weil ihm das Neue gefällt. Diejenigen, welche die Apostel predigen hörten, besaßen einen großen Hang zur Leichtgläubigkeit. Die Stoiker glaubten an Orakel und Träume. Der große Crispus vertilgte aus seinem Glauben keinen einzigen Punkt, der einen Teil des gemeinen Weiberglaubens ausmachte.

Die christliche Religion gibt uns einen falschen Begriff von Gott; denn die menschliche Gerechtigkeit ist ein Ausfluß der göttlichen Gerechtigkeit und muß an sich selbst von eben derselben Natur sein. Nun können wir aber nach menschlichem Rechte nicht anders, als das Verhalten tadeln, welches Gott gegen seinen Sohn, gegen Adam, gegen die Völker, denen niemals gepredigt worden, und gegen die vor der Taufe sterbenden Kinder zugeschrieben wird. Vor Alters verstanden die Christen es sogar, Gott zu betrügen, indem sie sich erst so spät, als sie konnten, taufen ließen und so geraden Weges in den Himmel kamen, weil die Taufe alle Sünden vertilgte. Wahrhaftig, ein lustiges Mittel, Gott einen Streich zu spielen! Der heidnischen Religion ist von klugen Heiden widersprochen worden, und ebenso der christlichen Religion von einigen Christen; man hat diese aber Gottlose, oder wenigstens Ketzer gescholten. Gott ist nicht um des Menschen willen; der Mensch würde noch edler sein, als Gott, weil Gott seinetwegen wäre. Der Mensch ist nicht um Gottes willen, weil Gott nichts bedarf. Der Mensch ist gemacht, weil Gott ihn machen wollte.

Drei Dinge geben die Falschheit der Religion zu erkennen: 1. die physische Falschheit, worauf sie gegründet ist; 2. der falsche Begriff, den sie von Gott und von der Freiheit des Menschen gibt; 3. das schlechte Verhältnis zwischen den Mitteln, die sie uns vorschreibt, und dem Endzweck dieser Mittel. Wenn die Menschen nicht schreiben könnten, und wenn sie nicht auf dieses Mittel gefallen wären, das sie nicht immer gehabt haben, und welches Gott sie nicht gelehrt hat; woher wüßten sie die Lehrsätze der Religion? Ist es wohl begreiflich, daß Gott die Religion von einer Kunst abhängen lasse, die nicht immer vorhanden gewesen, auch nicht so alt, wie die Religion, und un-

zähligen Völkern noch unbekannt ist? Da es nur dies einzige Mittel gibt, die Religion zu lernen, wie kann sie denn ein Taubgeborener begreifen? Er ist also ewig verdammt, weil er keine Religion hat; denn nach der christlichen Religion sind wir verbunden zu glauben, daß ein Mensch ohne Religion verdammt sei, und wenn wir das nicht glauben, so sind wir selbst verdammt. Welche Ungerechtigkeit! Der bloße Zweifel eines rechtschaffenen Mannes ist schon ein Beweis, daß es gar keine Religion gibt.

Der ohnmächtige Zustand, worin wir einen Menschen in den letzten Augenblicken seines Lebens erblicken, veranlaßt uns zu sagen, daß er nichts mehr tun, folglich weiter keine Belohnung und Strafe verdienen kann; und weil wir ihn für unsterblich halten, so sagen wir, daß er nun sein Urteil empfangen wird. Die Gewissensbisse beweisen weder die Gottheit noch die Religion. Sie sind weiter nichts als ein inneres Gefühl. Nun beweisen aber unsere inneren Gefühle sonst nicht das geringste, als daß wir empfinden und daß wir sind. Ein Gewissensbiß entsteht nur aus einem Vorurteil. Wenn wir frei von Vorurteilen wären, so wüßten wir auch nichts von Gewissensbissen, die allein ihren Grund in der Erziehung und in einer besonderen Einrichtung unserer Lebenswerkzeuge haben. Wenn die inneren Vorwürfe aus einer anderen Ursache herrührten, so würden sie bei allen Menschen einerlei sein; und ebenso würden sie, auch wenn sie ein Beweis einer außer uns vorhandenen Ursache wären, nicht von uns selbst abhangen. Nun empfinden aber einige Menschen geheime Vorwürfe, wenn sie eine gewisse Sache tun sollen, die hingegen andere ohne das geringste Bedenken verrichten. So würde z. B. ein Christ sich gar nichts daraus machen, Muhameds Bild mit Füßen getreten zu haben, aber sehr empfindlich würde es ihm sein, wenn er mit einem Kruzifix eben so umgegangen wäre; gleichergestalt wie der Türke, wenn er ein Kruzifix mißhandelt hätte, ganz ungerührt bleiben, hingegen die größte Reue empfinden würde, wenn er Muhameds Bild verunehrt hätte, weil der eine an Jesum Christum und der andere an Muhamed glaubt. Die Gewissensbisse kommen also von Vorurteilen her. Im Kriege tötet einer den anderen, ohne darüber Gewissensangst zu empfinden. Und endlich würde der innere Vorwurf zu aller Zeit, sowohl vor als nach der Tat einerlei sein, welches sich doch nicht so verhält. Allein, wenn unser Körper an den Lebensgeistern erschöpft ist, die sie zur Zeit der Leidenschaft in Bewegung setzten, alsdann erwachen die alten Gedanken und machen sehr leicht den Eindruck, den wir einen Gewissensbiß nennen.

Fünfzehntes Hauptstück.

Daß die Religion für die bürgerliche Gesellschaft nicht notwendig sei, daß sie vielmehr dahin abziele, sie zu zerstören, und daß weniger Menschen, als man denkt, durch sie in gesetzmäßigen Schranken gehalten werden.

Wenn die Religion in der Welt nötig und jedermann verbunden wäre, in derjenigen zu leben, in welcher er geboren worden, so ist es gewiß, daß Gott einige zuverlässige und deutliche Anzeigen davon würde gegeben haben. Die Abwechslungen in menschlichen Dingen, die Verschiedenheit der Sprachen, würden die Gerechtigkeit Gottes bewogen haben, uns ein unveränder-

liches Kennzeichen von der Wahrheit der Religion zu geben. Wir können Gottes Willen nicht erraten, wenn er uns ihn nicht deutlich offenbaret; und einer der größten Beweise, daß Gott gar keine Religion gegeben hat, besteht darin, daß die Religion nötig hat, bewiesen zu werden. Die Religion ist eigentlich weiter nichts als der äußerliche Dienst, den wir Gott schuldig zu sein glauben, z. B. die Messe zu hören, die Sakramente zu genießen, die Dreieinigkeit, die Menschenwerdung usw. zu glauben. Das bürgerliche Leben ist sehr unabhängig von diesem Gottesdienste. Man kann also die Pflichten eines guten Bürgers, Freundes und Vaters, kurz eines rechtschaffenen Mannes erfüllen, ohne daß sie mit dem Dienste, den wir, wie man sagt, Gott schuldig sind, zusammen hangen. Es ist zwar wahr, daß Leute, die aus Eigennutz verlangen, daß alle Menschen die Pflichten, welche die Gesellschaft erfordert, gegen sie beobachten sollen, diese Pflichten mit den gottesdienstlichen verbunden und behauptet haben: ein Teil des göttlichen Dienstes bestehe in der Ausübung der bürgerlichen Pflichten und Verbindlichkeiten. Sie vervielfältigen also die Bewegunggründe, die uns antreiben sollen, ihnen nützlich zu sein. Diese Staatslist ist zwar klug, obgleich eigennützig; aber sie ist nicht auf Wahrheit gegründet, weil es doch zuletzt immer darauf ankommt, zu zeigen, daß Gott geoffenbart habe, daß dies gerade der Dienst sei, den er von uns fordert.

Wenn wir nicht eingenommen wären, so würden wir einsehen, daß die christliche Religion der bürgerlichen Gesellschaft sehr schädlich ist. Nur Leute, die sie aus Unwissenheit ausüben, oder solche, die nicht zusammenhängend denken, können sich einen anderen Begriff davon machen. Die übertriebene Verachtung der Reichtümer, welche die christliche Religion ihren Anhängern befiehlt, richtet den Handel, die Seele der Gesellschaft, ganz und gar zu Grunde. Es ist schon genug, nur reich werden zu wollen, um nach der Schrift, in die Netze des Teufels gerathen: Qui volunt divites fieri, incidunt in laqueos diaboli, die reich werden wollen, fallen in die Stricke des Versuchers. Inzwischen ist es doch diese Begierde, welche die Völker und die einzelnen Menschen, nach einer bewundernswürdigen Einrichtung der Vorsehung, mit einander verbindet. Wenn man das Verlangen, sich zu bereichern, aus dem Ganzen wegnehmen sollte, in welche Schlafsucht würde die Welt versinken! Die christliche Religion verwirft ferner die Wißbegierde und alle Art von Neugier. Zu welcher Unwissenheit kann dieser Satz verleiten! Noch tadelt sie jede Neigung des einen Geschlechtes zum anderen, und wenn man sich in diesem Stücke nicht überwinden kann, so soll man freien oder unaufhörlich Brunst leiden; kein Umgang, keine Gemeinschaft mit Menschen von verschiedenem Geschlechte! Wenn gleich bei dieser Bekanntschaft kein Fehler vorfällt, so wagt man doch immer dergleichen zu begehen; denn wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Qui amat periculum, peribit in illo. Daher ist ein solcher Umgang nur bei außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt. — Wie viele der bürgerlichen Gesellschaft schädliche Folgen wird man nicht aus diesem Grundsatze ziehen können? Wie viele übel geratene Ehen werden daraus entstehen? Ja, was wird man von dem Urheber der Natur sagen sollen, der uns selbst eine Neigung eingepflanzt hat, die er verwerfen und strafen müßte? Könnte man Gott hierbei wohl noch für gerecht halten? War-

um gab er uns einen solchen Hang, wenn er nicht wollte, daß wir demselben nachgeben sollten? Kann man Gott wohl so unweise handeln lassen? Allein, was soll man vollends sagen, wenn man bedenkt, daß die christliche Religion die Ehe für einen weit unvollkommeneren Stand als das ehelose Leben ansieht? Man lese, was St. Paulus und die Kirchenväter über diesen Punkt sagen, so wird man sehen, daß sich die Christen schämen sollten zu heiraten. Was würde aber, ohne die Ehe, aus der bürgerlichen Gesellschaft werden?

Überhaupt verwirft die christliche Religion alles, was zur Befriedigung der Sinne dient, und verlangt, daß wir in keinem Stücke unserem eigenen Willen, als der Quelle alles Bösen, folgen sollen. Alle Hoheit ist wahre Niedrigkeit. Alles, was man weltliche Pracht nennt, wird von der Religion gemißbilligt, die uns sagt, daß alles, was in der Welt ist, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen sei, concupiscentia oculorum, concupiscentia carnis, superbia vitae. Was findet man aber im gesellschaftlichen Leben, das nicht in diese drei Abteilungen gehörte? Ich weiß zwar, daß man die Religion durch verschiedene Auslegungen, womit man schwache Köpfe abweist, wider die Vorwürfe, die ich ihr hier mache, zu rechtfertigen sucht. Die Religion, sagt man, tadelt allein die übertriebene Anhänglichkeit an den Wissenschaften, Ergötzlichkeiten, Reichtümern und an weltlicher Hoheit, ohne diese Dinge an sich selbst zu tadeln. Allein, wenn man mir das Verlangen nach einer Sache untersagt, werde ich mich dann wohl darnach bestreben? Und wenn ich mich nicht darnach bestrebe, was wird aus der bürgerlichen Gesellschaft werden? Ja, wird geantwortet, man muß des Nutzens wegen, den man davon hat, nicht aber um ihrer selbst willen, darnach streben. Ohne zu untersuchen, ob diese Ausflucht der christlichen Lehre nicht zuwider ist — warum sagt mir aber die christliche Religion, daß das der vollkommenste Zustand sei, in welchem man sich aller dieser Dinge ganz und gar beraubt? Ja, warum sagt sie mir, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, anwenden soll, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, die eben so geistig ist, als Gott selbst, der alles auf der Welt verlassen hat, um ein armseliges Leben zu führen?

Diejenigen, die in sich selbst nicht Stärke genug haben, sich ihrer Vorurteile zu entschlagen, und Grundsätze, ohne dieselben zu untersuchen, für wahr halten, ziehen große Folgen aus der Sittenlehre der Religion, wenn sie sonst richtig denken. Sie erwählen das Klosterleben, das heißt, sie entziehen sich gänzlich der bürgerlichen Gesellschaft. Ihr Verhalten ist sehr tadelnswürdig, wenn man es nach der Ordnung der Natur und der Gesellschaft beurteilt; hingegen sehr regelmäßig nach den Grundsätzen der christlichen Religion. Diese verbietet, seinem eigenen Willen zu folgen; sie tun also das Gelübde des Gehorsams. Sie untersagt die sinnlichen Vergnügungen und besonders diejenigen, die der göttliche Schöpfer selber durch den Eindruck, den das eine Geschlecht entweder durch die bloße Gegenwart, oder durch eine engere Vereinigung auf das andere macht, in uns erregt; sie geloben ewige Keuschheit an und richten noch dazu ihren eigenen Körper oft durch verdammliche Strenge zu Grunde. Sie verwirft die Liebe zu irdischer Größe und Herrlichkeit, nebst der Begierde nach Reichtümern; und daher entsteht das Gelübde der Armut. Was für Lobsprüche erteilt man ihnen nicht in der Welt, besonders wenn sie große Güter verlassen, oder den Rechten einer erlauchten Ge-

burt entsagt haben, um diesen Stand zu erwählen! Was kann der bürgerlichen Gesellschaft wohl mehr entgegen sein! Die Natur muß auf solche Art der menschlichen Einbildung nachgeben. Wenn weltliche Frauenzimmer eine Nonne besuchen, so sehen sie einander an, sie erröten über ihren Stand, und die Klosterfrau ist stolz auf den ihrigen. Fügt es sich nun, daß unglücklicher Weise ein junges Mädchen von einer Gemütsart, das sich durch solche abgeschmackte Eindrücke leicht einnehmen läßt, eine Zuschauerin ist, so wünscht sie sich Glück, daß sie eben diesen Schritt tun kann, manchmal ist sie töricht genug, ihn wirklich zu tun. – Wenn ihr den Erdbewohnern die Begierde nach Ehre und Reichtümern, nebst der Liebe zum Vergnügen nehmt, so braucht ihr nicht weiter zu fragen, wann die Welt aufhören wird? Ihr werdet ihr Ende selbst herbeiführen.

Die Mönche, diese vermeinten freiwilligen Armen, sind der Gesellschaft wegen des müßigen Lebens, welches sie führen, nicht nur unnütz, sondern schaden ihr auch wirklich. Da sie das Gelübde der Armut ablegen und sich von anderen Menschen für die Mühe, nichts zu tun, ernähren lassen, so rauben sie den wirklichen Armen das, was ihnen die Einfalt des Volkes gibt, welches die eingebildeten Schätze der Ablaßbriefe mit zeitlichen Gütern von ihnen erhandelt. Das Betrügerische, welches man in diesem Betragen der Mönche antrifft, erhellt daraus, daß diejenigen, die diesen Stand freiwillig ergreifen, das Gelübde der Armut nur darum zu tun scheinen, um bequem zu leben und zu größeren Gütern zu gelangen. Die meisten wohnen prächtig; die alten Orden haben sich weit umher liegende Besitzungen erworben; die armen Eremiten vom St. Bruno-Orden (so nennen sie sich in ihren Verschreibungen) sind mächtig und reich; ohne der Mönche vom St. Benedikt-Orden, der Jesuiten und anderer unzähligen Orden zu erwähnen, von welchen die meisten, unter dem Vorwande der Religion, eine schimpfliche und grausame Herrschaft über das unwissende und dumme Volk ausüben, und man kann sagen, daß sie eben so mächtig, ja oft noch mächtiger als Fürsten sind. Die Inquisition ist ein überzeugender Beweis davon. Man kann also behaupten, daß die Klostergemeinden überhaupt die Tugend der Uneigennützigkeit nicht ausüben. Wir sehen es an dem Elende der auf sich selbst angewiesenen Menschen, da hingegen die Mönche bei dem Gelübde der Armut reich werden. Ich trage keinen Zweifel, daß sie nicht einmal Herren der Welt werden sollten. Welche schreckliche Verblendung!

Alle Christen müssen, wie Jesus Christus sagt, nach der Vollkommenheit trachten. Da nun der ledige Stand, nach der christlichen Religion, vollkommener ist als der eheliche, so müssen alle Christen sich bestreben, ehelos zu bleiben, wozu sie auch ermahnt werden. Wer sieht nicht die Falschheit dieses Grundsatzes ein, welcher der Natur und dem Zwecke zuwider läuft, den Gott, wie die Vernunft mir sagt, bei der Schöpfung des Menschen sich vorgesetzt hat? Wenn die ganze Erde christlich wäre, und wenn alle Christen diesem Grundsatze folgten, so müßte das Ende der Welt nicht weit entfernt sein. Zielt ein solcher Satz nicht auf die Zerstörung des menschlichen Geschlechtes ab? Man lese die Lobsprüche, die man dem heiligen Alexius erteilt, weil er am Hochzeitabend seine Gattin verlassen und ein armseliges unnützes Leben im Hause seines Vaters geführt hat. Er wird uns als ein großer Hei-

liger beschrieben und als ein bewunderswürdiges Beispiel zur Nachfolge vorgestellt. Wenn ihm nun die Christen nachahmten, was würde aus der bürgerlichen Gesellschaft werden? Das Volk liebt das, was ihm über die Natur zu sein scheint. Man lobt die Jungfrauen, weil man diesen Stand gemeiniglich für sehr schwer und außerordentlich hält, und weil man sich vorstellt, es sei etwas seltenes, sich darin zu erhalten. Wie sehr ist es aber dem bürgerlichen Leben zuwider, einsam zu bleiben, und seine Nahrung durch ein Loch zu empfangen, gleichsam als wenn sie vom Himmel käme; mit einem Worte, wie schädlich ist das Klosterleben der Gesellschaft? Wenn alle Menschen abgesondert lebten, ohne Gemeinschaft und Umgang miteinander zu haben, so wäre es unmöglich, daß sie einander Gutes erweisen könnten. Nun ist es aber viel vernünftiger zu glauben, daß, wenn man sich wechselseitige Dienste leistet und die bürgerlichen Pflichten ausübt, man dann den Zweck viel besser erfülle, um dessentwillen uns Gott in die Welt gesetzt hat. Wenn man es also recht bedenkt, so ist das Klosterleben der allerunvollkommenste von allen Ständen. Der gemeine Mann urteilt aber ganz anders davon und sieht nur auf die Mühe, die es kostet, natürliche Neigungen zu überwinden. Allein er betrügt sich, weil eine eingewurzelte natürliche Neigung das Kennzeichen ist, welches uns Gott von seinem Willen gibt.

Es heißt Mißtrauen in den Willen Gottes und in die Vorsorge setzen, die er für seine Geschöpfe trägt, wenn man glaubt, die Mönche wären nötig, um für andere Menschen zu beten; denn außerdem, daß sie nicht immer beten, sind sie Menschen wie andere. Sie haben kein anderes besonderes Wesen, als das, welches ihnen die Einbildung zuschreibt, und das ihre ausgezeichnete Tracht, die überdem sehr sonderbar ist, ihnen beigelegt hat; in Gottes Augen sind sie das, was wir sind. Ohne Zweifel ist es Gott angenehmer, wenn man selbst ihn anruft, als wenn man ihn durch andere anrufen läßt. Allein das Volk ist immer geneigt, sich Gott als einen König vorzustellen, und so wie Städte und Gemeinden gewissen Hofleuten Jahrgelder geben, damit sie sich ihrer bei dem Regenten annehmen sollen, so will es das Volk ebenso halten. Es betet hier auf der Erde zu den Heiligen, die seiner Meinung nach im Himmel sind; es macht ihnen sogar Geschenke und unterhält noch dazu Mönche, weil es sich einbildet, daß, weil sie sonst nichts zu tun haben als zu beten, sie es besser als das Volk verrichten werden. Die Könige haben Hofleute und Staatsdiener; es konnte also nicht fehlen, die Menschen mußten Gott eben dergleichen geben.

Die christliche Religion sucht uns zu sehr von der gegenwärtigen Glückseligkeit abzuziehen, sie will, daß wir alles um einer künftigen Seligkeit willen tun sollen, die wir aber nicht kennen. Allein um des Nutzens der bürgerlichen Gesellschaft willen müßte man doch schon in dieser Welt glücklich zu werden trachten; denn nach dem weisen Verhalten des Urhebers der Natur scheint es, daß er mehr die Glückseligkeit der Menschen überhaupt als das Wohl einiger einzelner Menschen im Auge habe. Wir müssen alle zu dieser Absicht beitragen und einer den anderen glücklich zu machen suchen. Wenn wir das, was in der Welt vorgeht, genau beobachten, so werden wir sehen, daß diese Absicht, wenn sie gut ausgeführt wird, ein sicherer Weg zu unserer eigenen besonderen Glückseligkeit ist, die der Urheber der Natur, wie es

scheint, uns nur durch dieses Mittel verleihen will. Diejenigen, die nur für sich selbst nützlich sind, sind gemeiniglich elend; und dieses Elend ist ein Sporn, dessen sich die Vorsehung bedient, um sie aus einem der Gesellschaft unnützen Zustande heraus zu reißen. Je mehr wir in einem Stande nützlich sind, desto mehr bereichert er uns. Die Selbstliebe, die Menschlichkeit, kurz die Natur haben mehr Gewalt über uns als die Religion. Man prüfe sich und man wird finden, daß Eitelkeit und Leidenschaften die Menschen beherrschen und sie zu allem fähig machen. Wir müssen der Welt nicht Gelegenheit geben, uns mit bösen Menschen zu vermischen. Die Religion ist das Grab der Vernunft; sie hindert uns, in den Wissenschaften Fortschritte zu machen; ein Augustin, ein Ambrosius würden, ohne die Religion, viel weiter in den Wissenschaften gekommen sein. Kurz, die Religion zielt dahin ab, uns unter der Hoffnung eines anderen als des gegenwärtigen Lebens hier in dieser Welt unglücklich zu machen. Mit einem Worte, um ein guter Christ zu heißen, muß man unwissend sein, alles blindlings glauben, was uns unsere Geistlichen lehren, allen Ergötzlichkeiten, Ehrenstellen und Reichtümern entsagen, einsam in einer Wüste leben, Eltern und Freunde verlassen und ledig bleiben; kurz, alles tun, was wider die Natur ist, und den Mönchen alle Arten von Reichtümern zuwenden, alsdann kann man nach ihrem Versprechen gewiß versichert sein, geraden Weges in den Himmel zu kommen.

Sechzehntes Hauptstück.

Von dem Dasein eines höchsten Wesens und wie sich ein ehrlicher Mann in seinem Leben verhalten soll.

Ich kann die Schönheit, Ordnung und die Harmonie aller Teile des ganzen nicht betrachten, ohne den Schluß zu ziehen, daß die Welt und alle Teile, woraus sie besteht, von einem weisen und allmächtigen Wesen angeordnet worden sein müssen, selbst auch alsdann, wenn die Natur ewig wäre. Wie viele erstaunenswürdige Dinge bewundern wir nicht in der Welt! Die Ebbe und Flut, die Natur der flüssigen Körper, das Licht, die Farben, den Umlauf des Blutes, das Spiel eines jeden körperlichen Teiles der beseelten Geschöpfe und die vortreffliche Übereinstimmung des ganzen zusammen! Alle diese Dinge erschöpfen den menschlichen Verstand, ehe er die wahre Ursache davon begreifen kann. Bedarf es nun aber so viel Verstand und Aufmerksamkeit, sie zu entwickeln, was für eine Weisheit muß nötig gewesen sein, sie zu erfinden!

Es gibt keine Pflanze, deren Bildung nicht ein bewundernswürdiges Werk ist und bei deren Urheber man nicht noch größere Kenntnis voraussetzen muß. Kann man bei dem allen wohl denken, das ganze sei ein Werk des Zufalls? Man halte es für ewig, wenn man will; man wird dennoch die Stärke dieses Schlusses zugestehen müssen. Die Erhaltung der Welt ist eben so schwer als die Hervorbringung derselben. Die Zeit, die alles zerstört, der beständige Gebrauch der Werkzeuge, wodurch sie abgenutzt werden, dies würde zuletzt einige Triebfedern in Unordnung bringen und endlich sie ganz verderben, wenn nicht eine unendliche Weisheit über alles wachte, allen Zufällen klüglich vorgebeugt hätte und die regelmäßigen Bewegungen bestän-

dig unterhielte, welche nur sie allein der Natur, die sich von selbst zu bewegen nicht im Stande ist, gegeben haben kann. Die Sterne, die wir sehen, und ihre unaufhörlichen regelmäßigen Bewegungen – überzeugen uns die nicht von der Allmacht und dem Dasein eines höchsten Wesens? Wenn ein durch die Sternkunde aufgeklärter Verstand die genaue Gleichmäßigkeit dieser großen Körper in ihrem Laufe aufmerksam durchschaut, so muß er, mag er auch eine Leseart annehmen, welche er will, notwendig auf eine verständige Ursache zurückgehen, von welcher die Gleichmäßigkeit in der Einrichtung und der Bewegung herrührt. Der dümmste Mensch ist überzeugt, daß eine jede Wirkung ihre Ursache hat und daß eine sehr große Wirkung auch eine Ursache voraussetzt, die von sehr großer Kraft sein muß. Wider diesen Satz, dem Jedermann beipflichtet, kann keine Einwendung stattfinden. Man trifft keinen Menschen an, der nicht einen Grund von jeder Sache anerkennen sollte; nun kann aber der Grund einer verständigen Sache nichts anderes als der vollkommenste Verstand sein. Ein Werk von einer solchen Zusammensetzung, daß die Einrichtung der Teile einem gewissen Zwecke entspricht, ist unstreitig die Wirkung einer verständigen Ursache. Und so erkennen wir hier einen verständigen Werkmeister. Ebenso sagt uns der natürliche Verstand, daß keine andere Ursache die Vollkommenheit der Grundursache einschränken oder begrenzen kann und daß sie demnach ohne Schranken ist. Hier erkennen wir also den Urheber der Welt als ein uneingeschränktes, das ist unendliches Wesen. Die Weisheit, die Güte, die Allmacht, die Gerechtigkeit, kurz alle Vollkommenheiten sind in diesem unendlichen Wesen enthalten, und es ist schwer zu begreifen, daß es unendlich und nicht auch einig sein sollte. Dies höchste Wesen nenne ich Gott, der uns, um uns zu leiten, die Vernunft gibt, die sich bei allen Menschen findet. So lange wir ihr ohne Vorurteil folgen, können wir uns niemals betrügen, und es ist der Vorsehung Gottes gemäß, daß er diese Einrichtung gemacht hat. Warum wollen wir also dieses Licht, das uns natürlich ist, und folglich nur allein von ihm kommt, der ungerechten Willkür der Menschen unterwerfen? Wie kann ich zuverlässig wissen, welchen Weg ich gehen soll, wenn ich einem fremden Lichte folge? Meine Vernunft kann irren, ich gebe es zu; allein ist denn die Vernunft anderer Menschen nicht gleichen Mängeln ausgesetzt? Ein ehrlicher Mann muß niemals einer Rede Beifall geben, deren Sinn er nicht versteht; er muß auch genau Acht haben, ob das, was man ihm sagt, mit dem hellen und offenbaren Lichte der Vernunft übereinstimmt; denn wenn er hier eine Abweichung findet, so ist es unmöglich, daß er sich überreden lassen und das, was wider seine Einsicht streitet, zugestehen sollte. Ob es gleich viele Dinge gibt, die über unsere Vernunft sind, so finden wir doch nicht, daß sie einem von den deutlichen und überzeugenden Grundsätzen zuwider laufen, die unserem Geiste eingegraben sind. Wir sind nicht im Stande zu begreifen, daß der kleinste Teil des Stoffes ins unendliche geteilt werden könne; indessen ist dieser Satz bei weitem nicht wieder unsere Vernunft, weil sie selbst uns beweist, daß es sich so verhält, ob wir gleich nicht begreifen, wie es möglich ist. Es gibt noch andere Dinge, die den festgesetzten Grundsätzen und den deutlichen Begriffen, die unsere Vernunft in ihrer eigenen Natur findet, geradezu entgegen sind, z. B. daß ein Teil dem ganzen gleich sei. Diesen Satz einzuräumen wäre ebensoviel,

als den reinen Gedanken der Vernunft und des Verstandes entsagen, auf welchen die Gewißheit alles dessen, was wir wissen oder erkennen, gleichsam als auf den ersten Grundsätzen beruht, ohne welche wir keine Überzeugung haben können.

Aus dieser Ursache begreifen wir, daß nichts schwerer sei, als was Gott bereits in Absicht der Schöpfung der Welt getan hat; woraus wir schließen müssen, daß Gott alles, was möglich ist, tun kann, und so müssen wir es verstehen, wenn wir sagen, daß Gott allmächtig ist. Allein ohne Zweifel ist niemand, der behaupten sollte, daß Gott Dinge tun könne, die in sich selbst einen Widerspruch enthalten oder seiner Natur und seinen Eigenschaften ausdrücklich zuwider sind. Die Unveränderlichkeit des göttlichen Ratschlusses ist eine notwendige Folge seiner Weisheit. Wer seinen Vorsatz ändert oder eine Sache bereut, gibt dadurch zu erkennen, daß seine Vorsicht unvollkommen und seine Weisheit mangelhaft ist; bei Gott hingegen kann keine Unvollkommenheit stattfinden. Ein kluger Mensch, der die Beweise, worauf die christliche Religion gegründet ist, mit Ernst, ohne Leidenschaft und ohne Vorurteil untersucht, wird ohne Mühe einsehen, daß ein so unvollkommenes Werk unmöglich von einem so vollkommenen Wesen, wie Gott ist, herrühren könne, sondern allein aus dem menschlichen Verstande entsprungen sein müsse, der nicht alles wissen, noch vorher sehen kann.

Es gibt Menschen, die aus Sittenverderbnis und Ruchlosigkeit die christliche Religion nicht glauben; solche Leute kann man nicht für rechtschaffene Menschen halten. Da man ihnen von ihrer Kindheit an Böses zu tun, bloß aus Furcht vor der Hölle, verboten hat, so finden sie auch, sobald sie sich nicht mehr vor der Hölle fürchten, weiter kein Bedenken, Laster zu begehen. Es gibt aber auch andere, welche der christlichen Religion aus Gründen der Vernunft nicht Beifall geben, und diese sind sehr ehrliche Leute. Liebe zur Ordnung ist ihr Trieb, und die Vernunft überzeugt sie durch diese Liebe zur Ordnung, wie wichtig es für sie sei, nach Ehre und Rechtschaffenheit zu streben. Natürlicher Weise muß bei einem Menschen, der durch die Vernunft von der Falschheit der christlichen Religion überzeugt ist, mehr Rechtschaffenheit anzutreffen sein als selbst bei einem Christen. Die Beichte befördert das Laster durch die Versicherung, daß man davon losgesprochen sei; denn man vergeht sich leicht wieder, wenn man Vergebung zu hoffen hat, anstatt daß ein Mensch nach dem Sittengesetz kein Hilfmittel zu finden weiß, um sich seine Fehler zu verzeihen. Es gibt wesentlich gute Handlungen, die ein ehrlicher Mann ausüben muß, als: einen Gott zu erkennen und anderen nichts zu tun, als was er will, das sie ihm tun sollen, woraus ich schließe, daß die entgegengesetzten Handlungen wesentlich böse sind.

Der sicherste Beweis, woraus wir erkennen müssen, ob wir Gott lieben, besteht darin, daß wir uns prüfen, ob wir eine feste und standhafte Neigung, ihm zu gehorchen, in uns wahrnehmen. Wir müssen also keinen anderen Führer haben als die Vernunft, die er uns selbst verleiht. Sobald diese erkannt hat, daß Gott redet, muß sie schweigen und hören. Die innere Verehrung, die wir dem Höchsten schuldig sind, muß in einer gehörigen Erkenntnis seines Wesens und seiner Eigenschaften bestehen, und unsere äußerliche Ehrfurcht müssen wir dadurch an den Tag legen, daß wir alles das tun, was uns

seiner höchsten Würde und unserer Abhängigkeit von ihm angemessen zu sein scheint. Weil Gott der Schöpfer und Herr aller Dinge ist, so müssen wir sie auch dazu brauchen, wozu er sie gemacht, und uns ihrer zu dem Endzweck bedienen, weshalb er sie erschaffen hat, um so mehr, da wir durch die von ihm uns verliehene Vernunft den Zweck und die Absicht Gottes einsehen können. Wir müssen demnach diese Dinge zu keiner Zeit mißbrauchen, noch vermittelst derselben Ausschweifungen begehen, die unsere Gesundheit erschüttern, unseren Verstand verwirren, oder uns, es sei auf welche Art es wolle, an der Erfüllung unserer Pflichten hindern könnten. Da Gott auch viele Dinge zum Gebrauch und Dienst aller Menschen gemacht hat, so ist es nicht billig, daß diese Dinge in den Händen einiger Menschen im Überfluß angehäuft sein sollen, da inzwischen andere sogar die nötigsten Lebensbedürfnisse entbehren müssen. Der Mensch ist nicht zum Müßiggange gemacht; er ist verbunden, sich mit etwas zu beschäftigen, und das Beste der Gesellschaft beständig zum Zweck zu haben. Gott selbst richtet sein Augenmerk nicht bloß auf die Wohlfahrt einzelner Menschen, sondern überhaupt auf das Wohl und auf die Glückseligkeit aller Menschen. Es mag also ein noch so großer Unterschied unter den Menschen sein, so müssen sie sich doch unter einander Dienste leisten, weil gewiß niemand ist, er sei so groß und erhaben, wie er will, dem es nicht begegnen könnte, den Beistand und die Freundschaft der ärmsten Menschen nötig zu haben. Man muß sich gegenseitig verbinden. Die Treue und die Aufrichtigkeit sind sehr wesentliche Tugenden für die Gesellschaft; sie bringen den Menschen große Vorteile und tragen viel dazu bei, sie wechselseitig glücklich zu machen. Wir müssen unseren Nächsten lieben, wie uns selbst, und mit eben der Aufrichtigkeit; das ist: wir müssen immer für andere tun, was wir für billig halten würden, das sie für uns täten, wenn wir uns in ihren und sie sich in unseren Umständen befänden. Derjenige, der aus Pflicht verbunden ist, eine gewisse Sache zu tun, ist auch verpflichtet, sich in den Stand zu setzen, alle Mittel und alle Werkzeuge anzuwenden, um seinen Zweck glücklich zu erreichen. Dies ist die Religion und der Lebenswandel, welche ein ehrlicher Mann sich zum Vorbild nehmen muß. Die Weisen des Altertums haben diese Sittenlehre ausgeübt, und Plato ist der Vater derselben. Wenn man sie ohne Vorurteil untersucht, so wird man sie eben so rein finden, als die christliche Sittenlehre, der sie zum Grunde dient. Die Christen befolgen sie, weil man sie lehret, daß Gott es will und befiehlt; die anderen hingegen üben sie nur darum aus, weil die Vernunft und die Natur sie ihnen eingegeben. Jesus Christus ist also nicht gekommen, die Welt zu verbessern, von welcher man uns sagt, daß sie verderbt gewesen sei. Er und die Schrift lehren uns nicht einen einzigen sittlichen Satz, der nicht schon von allen aufgeklärten Leuten im Heidentum gelehrt und ausgeübt worden wäre. Worin besteht nun diese verderbte Welt? Die Beispiele so vieler klugen Heiden beweisen zur Genüge, daß sie eine ziemlich große Kenntnis von einem höchsten Wesen hatten und daß es ihnen nicht an Kräften fehlt, das Gute auszuüben. Hatten sie andere göttliche Gesetze als das, welches ins Herz geschrieben ist und von der Vernunft allein auf eine ursprüngliche Art eingegeben wird? Nein, sondern die Ursache liegt darin, daß die Vernunft und die Natur ein Werk Gottes, die Religion aber ein Werk der Menschen ist.

